

Neue Deutsche Hefte

Beiträge zur europäischen Gegenwart
mit den »Kritischen Blättern«

INHALT

Josef Pieper Tradition in der sich wandelnden Welt • **Linus Kefer** Gedichte • **Werner Vordtriede** Albrecht Schaeffer oder Die Symbole im Exil • **Gerhard Knauss** Miniaturen • **August Scholtis** Gewissenserforschung in Triglau • **Deutsche Universitäten XV: Erich Jenisch** Die Albertus-Universität zu Königsberg • **Wolfgang Paul** Gibt es eine Dramaturgie des Fernsehspiels? • **Kurt Ihlenfeld** Rückblick auf Kleists Abendblätter **R.H.** Nachholbedarf an Sex? • **Peter Szondi** Zu einer Auseinandersetzung über Paul Celan • **K.G.S.** Bibliographie romanischer Zeitschriften • **Buchbesprechungen**

Heft **78**

JANUAR 1961

VERLAGSORT GÜTERSLOH

SIGBERT MOHN VERLAG

NEUE DEUTSCHE HEFTE

Herausgegeben von Joachim Günther und Rudolf Hartung

Heft 78 – Januar 1961

Josef Pieper: Tradition in der sich wandelnden Welt	865
Linus Kefer: Gedichte	876
Werner Vordtriede: Albrecht Schaeffer oder Die Symbole im Exil	879
Gerhard Knauss Miniaturen	894
August Scholtis: Gewissensforschung in Triglau	896
Erich Jenisch: Die Albertus-Universität zu Königsberg/Pr.	905

BLICK IN DIE ZEIT

Wolfgang Paul: Gibt es eine Dramaturgie des Fernsehspiels?	922
Kurt Ihlenfeld: Rückblick auf Kleists Abendblätter	927

KRITISCHE BLÄTTER

R. H.: Nachholbedarf an Sex?	932
Karl Krolow: Hans Peter Keller / Die nackten Fenster. Gedichte Karl Alfred Wolken / Halblaute Einfahrt. Gedichte	935
Peter Stutzke: Franz Büchler / Erde und Salz. Gedichte	936
Joachim Günther: Gib mein Volk frei. Acht Negerpredigten	938
Hans Kricheldorf: Karl Unruh / Alles Fleisch ist wie Gras. Roman	939
Kurt Ihlenfeld: Gerd Gaiser / Am Paß Nascondo	940
Heinz Ischreyt: Jurij Olescha / Neid. Roman	942
Ulrich Gregor: Wright Morris / Liebe und Kannibalen. Roman	943
Erwin Reisner: Paul Schütz / Parusia. Hoffnung und Prophetie	944
Jürgen v. Kempfski: Ernst Cassirer / Was ist der Mensch?	946
Ernst Saemisch: Fleur Cowles / Der Fall Salvador Dalí	947

FORUM

Peter Szondi: Zu einer Auseinandersetzung über Paul Celan	949
K.G.S.: Bibliographie romanischer Zeitschriften	950
Notizen	952

Die „Neuen Deutschen Hefte“ erscheinen monatlich. Preis je Heft im Abonnement 3,- DM (zuzüglich Zustellgebühr); einzeln 3,50 DM; für Studenten im Abonnement 2,50 DM. Redaktion: Joachim Günther, Berlin-Lankwitz, Kindelbergweg 7, und Dr. Rudolf Hartung, Berlin-Lichterfelde-West, Geibelstraße 4. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Rückporto ist beizufügen. Unverlangt eingehende Bücher können nicht zurückgesandt werden. Sigbert Mohn Verlag, Gütersloh. Umschlag S. Kortemeier. Gesamtherstellung Mohn & Co GmbH, Gütersloh. Die „Neuen Deutschen Hefte“ können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag bezogen werden. Printed in Germany

Die Feststellung, daß wir in einer ständig sich verändernden Welt leben, ist nicht gerade originell. Man wird kaum eine Betrachtung über das gegenwärtige Zeitalter zu lesen oder zu hören bekommen, in der hiervon nicht – mit Recht – die Rede ist. Meistens allerdings hat man dabei nur die Veränderungen im Auge, die der Mensch selber hervorbringt, vor allem die Fortschritte in der technischen Beherrschung der Natur und ihrer Energien. Und es kann einen in der Tat immer wieder in Verwunderung setzen, wie sehr auf diesem Felde auch das Tempo der Veränderung sich ständig verschärft. Ein moderner „Mönch von Heisterbach“ brauchte kein Jahrhundert, nicht einmal ein Menschenalter – er brauchte nur fünf Jahre zu verschlafen: und schon würde er bei seinem Erwachen, 1960, die alltägliche Rede der Menschen, gerade das „Tagesgespräch“, nur noch halb verstehen, weil er zum Beispiel von künstlichen Erdsatelliten und Planeten noch nichts gehört hätte. In der reinen Wissenschaft scheint es nicht anders zu sein. Ein Universitätskollege sagte mir kürzlich, vielleicht ein bißchen übertreibend: wenn seine eigenen Lehrer heute in seine mathematische Vorlesung kämen, so würden sie ihr kaum folgen können.

Dennoch, diese von uns selbst herbeigeführten Veränderungen machen beileibe nicht schon die ganze sich wandelnde Welt aus, in der wir heute leben. Es spricht sogar vieles dafür, daß die wahrhaft entscheidenden, die eigentlich die Geschichte bestimmenden Veränderungen von ganz anderer Art sind. Entscheidender sind vielleicht die Veränderungen, die wir nicht, wie die technischen Fortschritte, bewirken, die sich vielmehr an uns selber vollziehen, die uns widerfahren – was nicht schon heißen muß, daß sie völlig ohne unser Zutun zustande kämen. Auch sind diese Veränderungen natürlich nicht so zu denken, daß durch sie das Wesen, die Natur des homo sapiens betroffen und umgeformt würde. Ich meine vielmehr Veränderungen in der Existenzweise, in der Struktur, im inneren Stil und in der Atmosphäre des sittlichen Lebens; das heißt, des vom Menschen selbst verantworteten Tuns, vor allem des Gemeinlebens der Menschen untereinander.

Ein vielleicht nicht sonderlich gewichtiges, aber doch charakteristisches und zugleich einigermaßen amüsantes Beispiel solcher Veränderung ist mir kürzlich, beim Blättern in Goethes Autobiographischen Schriften, zufällig vor die Augen gekommen. Es findet sich in der *Kampagne in Frankreich*, also in den Aufzeichnungen aus dem merkwürdigen, in Schlamm und Regen kläglich gescheiterten Feldzug des monarchisch gesinnten Europa gegen die Volksarmee der Französischen Revolution. In diesem Kriege nun, der doch in mehrfacher Hinsicht durchaus schon unserer Epoche angehört, ist – wie Goethe mit Behagen schildert – zwischen den kriegführenden Parteien immerhin noch eine Übereinkunft folgenden Inhalts möglich gewesen: die beiderseitigen Vorposten sollten bei dem schlechten Wetter (wohl zu bedenken: im

September! in Frankreich!) das Recht haben, je nach der Windrichtung, in den Mantel gewickelt, dem Feinde den Rücken zuzukehren, ohne daß diese einstweilige Wehrlosigkeit von der Gegenseite dürfe ausgenützt werden. So zu lesen in Goethes Tagebuch, in der Eintragung vom 24. September 1792. Man braucht kein Wort darüber zu verlieren, wie unvorstellbar so etwas geworden ist für den Zeitgenossen des letzten Weltkrieges. Das einzelne ist dabei natürlich ganz unwichtig. Aber welche unausgesprochenen (und das heißt: welche völlig selbstverständlichen, gar nicht für der Rede wert befundenen) Voraussetzungen ganz allgemeiner Natur sind in einer solchen Abmachung enthalten; welches Maß (zum Beispiel) von vertrauender Menschlichkeit, welche völlige Abwesenheit „weltanschaulicher“ Verhetzung und Humorlosigkeit! In dieser Hinsicht also hat sich offenbar inzwischen einiges geändert – an uns selbst, mit uns selbst. – Doch habe ich nicht im Sinn, ein zufällig gegriffenes Beispiel zu überdeuten und etwa daraufhin, summarisch, ein Loblied auf jene vergangenen Zeitläufte anzustimmen. Ich weiß sehr wohl von dem grausigen Mord an anderthalbtausend Unschuldigen, wozu ein demagogischer Volkstribun in eben dem gleichen Septembermonat 1792 die Pariser Bevölkerung zu mobilisieren vermag. Freilich ist dem sogleich hinzuzufügen: sogar diese Schrecknisse (das sehr moderne Wort vom „Terror“ tritt zu jener Zeit mit seiner spezifischen Bedeutung in den menschlichen Sprachgebrauch ein) – selbst das damalige Régime de la Terreur ist nur ein Kinderspiel gewesen im Vergleich zu dem, was sich an systematischer Unmenschlichkeit unter den Gewaltherrschaften dieser unserer gegenwärtigen Epoche zugetragen hat. Ich werde mich aber nicht auf die Frage einlassen, ob also „das menschliche Geschlecht“ (wie Immanuel Kant es ausgedrückt hat, übrigens in einer Abhandlung, die wiederum die Jahreszahl 1792 trägt) – auf die Frage also, ob demnach das Menschengeschlecht „im kontinuierlichen Rückgang zum Argeren“ sei oder aber trotz allem „im beständigen Fortschreiten zum Besseren“. Kant selbst hat sich bekanntlich für die These, oder sagen wir genauer: für die Hypothese vom Fortschritt entschieden. Hier also soll das ganz und gar auf sich beruhen bleiben. Worauf es mir jedoch ankommt, ist, deutlich zu machen, daß es offenbar sehr verschiedenartige Veränderungen sind, die sich in dem vielsträhnigen Geflecht des Geschichtsprozesses miteinander verknüpfen.

Zwei von diesen Strähnen vor allem lassen sich einigermaßen deutlich gegeneinander unterscheiden. Die erste Strähne bilden die Veränderungen im Bereich der wissenschaftlichen Erforschung der Welt und der sich darauf gründenden technischen Beherrschung und Nutzung der natürlichen Energien – angefangen von den primitiven Werkzeugen des vorgeschichtlichen Menschen bis zum modernen Atomreaktor. Diese Veränderungen haben, so scheint mir, eine klar erkennbare Richtung; und ihr Gesetz läßt sich völlig eindeutig formulieren, nämlich mit den Kennworten: Entfaltung, Vervollkommnung, Aufstieg, „Fortschritt“. Gelegentliche Umwege und Sackgassen beeinträchtigen nicht den Gesamtbefund, welcher besagt: daß das Folgende, wenn es einmal akzeptiert ist, immer zugleich die höhere Stufe ist und daß in jeder Neuerung, aufs Ganze gesehen, zugleich das Richtigere und Bessere zum Zuge kommt. –

Etwas ganz und gar anderes sind nun aber demgegenüber die Veränderungen, welche – wie das Beispiel aus Goethes *Kampagne in Frankreich* – unmittelbar den Bereich der geistig-sittlichen Existenz, des Einzelnen wie der Gesellschaft, betreffen. Hier kann offenbar keine Rede davon sein, daß etwa jede faktische Neuerung eo ipso auch eine Verbesserung wäre; und die Richtung dieser Veränderungen zielt von sich aus keineswegs eindeutig ins Positive. Zwar sind Fortschritt, Aufstieg, Vervollkommenung durchaus möglich; daß aber die Möglichkeit realisiert werde, das versteht sich beileibe nicht von selbst. Auf einzigartige Weise ist hier die menschliche Freiheit im Spiel; und der Mensch ist, sowohl in seinem individuellen wie sozialen Dasein, zu einer ganz spezifischen Anstrengung aufgefordert. Das Richtige setzt sich nicht „von selber“ durch. Fast könnte man sagen: im Gegenteil; was dabei herauskommt, wenn man den Dingen ihren Lauf läßt, das ist gerade das Falsche und das Schlechte! Natürlich macht sich auch der wissenschaftlich-technische Fortschritt nicht von selbst, nicht ohne die äußerste Anspannung des Menschen. Dennoch ist da ein prinzipieller Unterschied. Im Bereich von Wissenschaft und Technik gibt es so etwas wie eine objektive Dynamik, die den Sachen selber innewohnt und die sich auch einmal über den Kopf der Forscher hinweg und unabhängig von ihnen durchsetzt. Ein moderner Physiker hat gesagt: „Das Gravitationsgesetz oder die spektrale Zerlegung des Lichtes hätte auch ohne Newton nicht unentdeckt bleiben können. Es hätte nur länger gedauert“; ähnliches gelte auch von den Entdeckungen von Hertz und Einstein. „Es hätte länger gedauert“; ja, Verlangsamung des Fortschritts kann es in diesem Felde geben, vielleicht auch Stillstand, nicht aber Fehlentwicklung und Entartung. Die aber sind sehr wohl möglich im Bereich der geistig-sittlichen Existenz, nicht nur der individuellen sondern wiederum auch der sozialen – weswegen die hier stattfindenden Veränderungen für jeden, dem die Verantwortung für den Menschen etwas bedeutet, sehr zu Recht ein Gegenstand der Sorge sind. Auch die tiefe Beunruhigung, die sich, wie jedermann weiß, an das plötzliche Verfügbarwerden der atomaren Energie knüpft, bezieht sich, genau genommen, gar nicht auf diese wissenschaftlich-technische Errungenschaft als solche, die selbstverständlich eine uneingeschränkt großartige Sache bleibt. Aber: natürlich ist die Erforschung der Welt und die Indienstnahme der Natur nicht etwas, das herausgelöst werden könnte aus der menschlichen Existenz im Ganzen. Und hier liegt der Gegenstand jener Beunruhigung; sie besagt: ob es dem Menschen, als einem geistig-sittlichen Wesen, wohl zuge-
traut oder zugemutet werden könne, daß er keinen Mißbrauch treibe mit der wissenschaftlich-technischen Errungenschaft, durch die ihm eine so ungeheure Macht in die Hand gegeben wird.

Ein gut Teil jener Sorge um das, was aus dem Menschen werden möchte inmitten seiner immer rascher und gründlicher sich wandelnden Welt – ein Teil davon hat es abgesehen eben auf die Bewahrung von etwas durch all die turbulente Veränderung hindurch Bleibendem; natürlich nicht von *irgend etwas* Bleibendem; sondern es geht um die Reinerhaltung und die Unversehrtheit der eigentlich menschlichen Lebenshabe, jener urtümlichen Mitgift an

Wahrheit über den Menschen selbst und über die Welt, um die Bewahrung jenes Erbes, wovon der Mensch, nicht allein der erkennende, sondern auch der tätige, sich nährt und wovon er im Grunde lebt. Daß dieser „thesaurus“ nicht in Vergessenheit gerate, sondern unangetastet durch die Generationenfolge hin weitergereicht und empfangen werde, um wiederum weitergegeben und wiederum empfangen zu werden: darauf kommt es an. Anders ausgedrückt: die angesichts der vehementen geschichtlichen Veränderungen sich gleichfalls immer mehr verschärfende Sorge um die Substanz des wahrhaft Menschlichen ist weithin identisch geworden mit der Sorge um die Tradition.

In dem gleichen Augenblick, in dem ich dieses Wort „Tradition“ ausspreche, meldet sich auch schon ein vielstimmig kritischer Chor von Bedenklichkeit, Abwehr, Verwahrung, Widerstand, Protest. Jedermann weiß, wie sehr die Vorstellungen „Überlieferung“, „Herkommen“, „Tradition“ und „traditionell“ belastet sind mit mehr oder weniger vagen Wertungen und Abwertungen, sowohl affektiver wie auch „weltanschaulicher“ Herkunft. Und dem Kenner der Geistesgeschichte ist es durchaus geläufig, wieviel Streit und Unstimmigkeit sich gerade an dem Begriff und an dem Anspruch der Tradition immer wieder neu entfacht haben. Wie oft haben sich kraftlos gewordene, erschöpfte Geschichtsmächte auf die „Tradition“ berufen, auf das, was „von alters her“ gedacht, gesagt, getan worden sei! Und sind nicht die großen Dinge unserer eigenen Epoche zustande gekommen gegen den zähen Widerstand des bloß Hergebrachten? „Fortschritt“ besagt offenbar vor allem: fort, weg von dem Bisherigen und hin zu dem, was es noch nie zuvor gegeben hat. Welche Schuldigkeit sollte auch schließlich verletzt werden, wenn eine junge Generation das Überlieferte einfach auf sich beruhen läßt, um etwas radikal Neues zu denken, zu sagen und zu tun? Und endlich: wodurch eigentlich will sich der Anspruch ausweisen, der hinter aller Tradition notwendig sich erhebt, und ohne den sie nicht zu denken ist?

Diese kritischen Einsprüche und Fragen, wie sie heutigentags weithin den intellektuellen charakterisieren, sind nicht leichtzunehmen. Und niemand, der es unternimmt, den Anspruch der Tradition zu verteidigen und sie als ein unentbehrliches Element eines vollständigen, runden und sinnvollen Menschendaseins zu erweisen, kann sich davon dispensieren, sich auf diese gegnerische Position einzulassen. Er ist vielmehr genötigt, mit dem Blick auf sie zu argumentieren.

Das erste, das getan werden muß, ist möglichste Klärung der Begriffe. Vor allem ist es notwendig, den Begriff „Tradition“ selbst an den rechten, gebührenden Platz zu stellen. Nicht wenig nämlich von jener Unstimmigkeit scheint – früher wie heute – daher zu rühren, daß die Berufung auf Tradition am falschen Ort geschehen ist und geschieht – zum Beispiel (wiederum!) im Bereich der wissenschaftlichen Erforschung der Welt sowie der unmittelbar darauf sich gründenden Praxis. Es ist nicht zufällig, daß die erste prinzipielle Diskussion über die Verbindlichkeit von Tradition überhaupt sich gerade hieran entzündet hat. Ich meine das sehr dramatische Streitgespräch über den „leeren Raum“, woran so bedeutende Geister wie Galilei, Descartes, Pascal beteiligt

gewesen sind. Es geht dabei um das aus der Antike und dem Mittelalter überkommene naturphilosophische Dogma vom „horror vacui“, welches besagt, die Natur „verabscheue“ den leeren Raum – und folglich gebe es ihn nicht. Der Beitrag der damaligen Naturforschung zu dieser Diskussion ist unter dem Namen des „Torricelli'schen Vacuums“ in die Geschichte der Wissenschaft eingegangen; es ist der resolute Versuch, den angeblich metaphysisch unmöglichen „leeren Raum“ experimentell herzustellen. Die Einzelheiten des mit außerordentlicher Leidenschaftlichkeit geführten Streites sind hier nicht weiter von Interesse. Wichtig ist aber die sehr klare These über Tradition, die Pascal, damals vierundzwanzig Jahre alt, sich als sein persönliches Resultat aus der Erfahrung dieses Methodenstreites herausdestilliert hat. – Auf eine etwas vereinfachende, knappe Formulierung gebracht, besagt diese Pascal'sche Konklusion folgendes: Offenbar gibt es zwei verschiedene Gattungen von Wissenschaften. Die einen beruhen auf Erfahrung und Vernunftargument; der Modellfall heißt Physik. Die anderen beruhen auf Autorität und Überlieferung; der Modellfall: die Theologie. Im Bereich der Erfahrungswissenschaften also sei, so sagt Pascal, die Berufung auf die Autorität und die Tradition belanglos und ohne Gewicht. „Die Alten sagen . . .“, „Aristoteles lehrt . . .“, „gemäß einem überlieferten Brauch verfährt man so und so . . .“, „herkömmlicherweise gilt dies oder jenes . . .“ – so kann man in der Physik nicht argumentieren und in keiner Erfahrungswissenschaft sonst. – „Die Alten“ (so sagt Pascal) – das sind ja eher wir selbst als Aristoteles, der, mit uns verglichen, jung ist und unerfahren. Es gehöre allerdings, so fährt Pascal fort, zu den „Verwirrungen“ seines eigenen Jahrhunderts, daß man Neuerungen in der Physik bloß deswegen für falsch halten solle, weil sie nicht übereinstimmen mit der Meinung der Alten, mit der Tradition. – Das gleiche hat übrigens, vierhundert Jahre vor Pascal, bereits Albertus Magnus ausgesprochen. Wenn ich wissen will, ob der Delphin ein Fisch ist oder ein Säugetier, dann (so heißt es bei Albert) schlage ich doch nicht bei Aristoteles nach; sondern ich frage die, welche in dieser Sache Erfahrung haben; *experimentum solum certificat in talibus*: „die Erfahrung allein bringt in solchen Dingen Gewißheit“; „über das Konkrete gibt es keine Philosophie“. Das sind für das dreizehnte Jahrhundert erstaunliche und kühne Sätze, mit denen freilich Albert Magnus damals auch noch nicht zum Zuge gekommen ist. Inzwischen ist das, was sie besagen, einigermaßen zur Selbstverständlichkeit geworden: daß nämlich, wo immer es sich um Wahrheiten handelt, die durch Erfahrung und Vernunft zu fassen sind, die Berufung auf Tradition einfach kein Argument ist – sei nun diese Tradition durch die Bibel begründet oder durch Aristoteles. Allerdings ist an diesem Punkt hinzuzufügen: . . . oder auch durch Karl Marx! Denn auch diese Berufung auf einen für kanonisch erklärten Autor hat formell die Struktur und den Charakter von „Tradition“. Und als wissenschaftliches Argument hat sie genauso wenig Gewicht wie die Berufung auf Aristoteles. Sie behindert außerdem, nicht anders als der verstockteste Konservatismus der spätscholastischen Aristoteliker, den wissenschaftlichen Fortschritt; und sie bringt so aufs neue die Tradition, die wahre und legitime, unverdientermaßen in Verruf.

Allerdings kann die Tradition, sogar auf ihrem eigensten Felde, auf vielfache Weise um Ansehen und Wirkung gebracht, gefährdet oder auch geradewegs zerstört werden. – Um dies deutlicher zu sehen, muß man noch präziser zu fassen suchen, was eigentlich der Begriff „Tradition“ besagt. Sprachgebräuchlich ist durchweg zweierlei gemeint: der Vorgang des Tradierens, das tradere, einerseits, der Bestand des Tradierten, das traditum oder tradendum, anderseits.

Tradition als Vorgang, als geschichtlicher Prozeß, spielt zwischen zwei Partnern, einem älteren und einem jüngeren, zwischen Vater und Sohn, zwischen den Generationen. Es handelt sich dabei, genaugenommen, nicht um einen Dialog, nicht um Austausch, nicht um eine wechselseitige Mitteilung, sondern um eine sozusagen „einseitige“ Mitteilung. Der eine Partner, der Überliefernde, redet; und der andere hört – wenn und sofern es sich um einen Traditionsvorgang handelt. Und natürlich spielt sich zwischen den einander folgenden Generationen auch noch etwas anderes ab als Tradition (im strengen Sinn); wenn es mit rechten Dingen zugeht, gibt es z. B. auch ein Gespräch zwischen Alten und Jungen, hin und her, wovon beide Teile profitieren. Wichtig ist nun weiter, daß der tradierende Teil im Traditionsvorgang nicht etwas Eigenes, Selbsterworbenes weitergibt, sondern etwas gleichfalls von anderswoher Empfangenes. Wozu wiederum zu sagen ist, daß es im Verhältnis der Generationen natürlich auch die Weitergabe des Selbsterworbenen gibt, etwa im Fall des Forschers, der seine eigenen Entdeckungen lehrend mitteilt; aber dies nennen wir dann nicht im strikten Sinn „tradieren“ und „überliefern“; die Sprache selbst sperrt sich gegen solchen Wortgebrauch. Überlieferung, Tradition also heißt nicht einfachhin: etwas aushändigen, sondern: etwas zuvor Eingehändigtes wiederum aushändigen. Quod a patribus acceperunt, hoc filiis tradiderunt; das von den Vätern her Empfangene wird den Söhnen weitergegeben. Dieser Augustinussatz bezeichnet völlig präzise die Struktur des Traditionsvorgangs.

Nun aber ist noch von einem anderen Element dieses Vorgangs zu sprechen; es handelt sich um das entscheidende Element und zugleich auch um den kritischen Punkt des Traditionsvorgangs. Ich meine das Empfangen des zu Überliefernden, des tradendum, von seiten des „Letzten in der Reihe“, von seiten der jungen Generation also. Dies nämlich ist sogleich klar: wenn der „Letzte in der Reihe“ das ihm dargebotene Überlieferungsgut nicht empfängt, nicht wirklich annimmt (um es wiederum weitergeben zu können), dann kommt Tradition gar nicht zustande; dann findet sie überhaupt nicht statt. Eben deswegen sagte ich, dies sei der kritische, der neuralgische Punkt.

Zu fragen ist also erstens: von welcher Art ist dies Empfangen, wie sieht es aus, wie trägt es sich zu? Und zweitens: an welche Voraussetzungen ist sein Zustandekommen geknüpft? – Das Empfangen des tradendum kommt offenbar nicht schon durch bloße Kenntnisnahme zustande. Ich kann möglicherweise den Überlieferungsbestand sehr genau kennen – und ihn dennoch nicht akzeptieren. Hier steckt ein Problem von äußerster Aktualität, auf das ich nur gerade hinweisen kann. Es ist das Problem von Historie und Tradition: daß man

nämlich trotz der ausgebreitetsten historischen Kenntnis des Überlieferungsbestandes dennoch traditionslos sein kann, weil man, nach einem Wort von Gabriel Marcel, nur noch Registrierung zustande bringt, aber keine Erinnerung mehr. Kenntnisnehmen und Kenntnishaben ist also offenbar, auf der Seite des Empfängers, nicht schon genug, damit wirklich Tradition als Übermittlungsvorgang sich vollziehe und sich vollende. Erforderlich ist vielmehr, daß der jeweils „Letzte in der Reihe“ das tradendum wirklich „als“ ein ihm Überliefertes annehme, als etwas also, das er nicht schon hat und das er sich nicht selber nimmt, sondern als etwas, das er sich von einem anderen geben läßt und wofür allein jemand anders die Bürgschaft leistet; das heißt, es ist gefordert, daß er das Überlieferte als gültig akzeptiere und bejahe auf fremde Autorität hin, ohne die Möglichkeit eigener Prüfung und Nachprüfung. Mit anderen Worten: es ist, wenn von „Tradition“ im strikten Sinn überhaupt soll die Rede sein können, auf der Seite des Empfängers etwas vorausgesetzt, das ziemlich genau dem entspricht, was die Menschen „Glauben“ nennen. Wieso aber das Zustandekommen dieses Glaubensaktes an vielerlei Bedingungen geknüpft ist und daß es also ebenso viele Schwierigkeiten, Gefährdungen und Hindernisse gibt – dies braucht ja wohl kaum eigens gesagt zu werden.

Ein solches Hindernis, das aber durch die ältere Generation, das heißt durch die geschichtlich jeweils am Ruder befindliche Generation, immer wieder aufgerichtet zu werden pflegt, ist gerade die Nennung des Namens „Tradition“. Etwas Hoffnungsloseres kann man kaum tun, als einem jungen Menschen, auf dessen kritische Frage, warum und auf Grund von was etwas Überkommenes auch weiterhin gelten solle, die Antwort zu geben: weil es nun einmal „Tradition“ sei. Dieses Argument, das übrigens nicht notwendig ausdrücklich formuliert zu sein braucht, erreicht seinen Mann nicht nur nicht, sondern hindert ihn gerade daran, das traditum seinerseits lebendig zu realisieren. Außerdem zeigt sich in einer solchen Antwort, daß auch die ältere Generation die lebendige Vergegenwärtigung des Überlieferten schon nicht mehr zustandebringt, und daß es sich also bereits um das handelt, was man „schlechte Bewahrung“ genannt hat. Bei den letztjährigen Ruhrfestspielen ist in einer öffentlichen Diskussion gesagt worden: Tradition verschwindet, sobald man sie beim Namen nennt; gerade diese Ausdrücklichkeit macht sie zunichte. Das ist natürlich eine überspitzte Formulierung; aber sie deutet auf einen wichtigen Punkt. Wer etwas überliefern will, der muß nicht von „Tradition“ reden, sondern er muß dafür sorgen, daß die zu überliefernden Inhalte, die „alten Wahrheiten“, wirklich präsent gehalten werden – zum Beispiel durch eine lebendige Sprache, durch schöpferische Verjüngung und „Häutung“ sozusagen, durch unablässige Konfrontierung mit dem unmittelbar Gegenwärtigen und vor allem mit dem Zukünftigen, das ja eigentlich im menschlichen Bereich das wahrhaft Reale ist. Es zeigt sich hier erstens, welche anspruchsvolle Aufgabe der Akt des Überliefers in sich schließt. Ein hebräisches Sprichwort lautet: „Altes lehren ist schwerer als Neues lehren“. Vor allem aber kommt es hier an den Tag, wie falsch es ist, mit dem Begriff „Tradition“ die Vorstellung des Statischen, der bloßen Beharrung oder gar der Stagnation zu verbinden. Tradition ist als der

Vorgang lebendiger Übermittlung eine höchst dynamische Sache. So daß wirkliches Traditionsbewußtsein nur wenig zu tun hat mit „Konservatismus“. Es gibt zweifellos Konservatismen, welche, im Gegenteil, Tradition gerade verhindern – weil sie sich an das zufällige geschichtliche Erscheinungsbild des tradendum klammern, welches aber vielleicht, wenn überhaupt, nur unter neuen äußeren Formen in die Zukunft hinüber getragen, „überliefert“ werden kann. Es gibt andererseits zweifellos wirklich sich vollziehende Tradition im wahren und großen Sinn, die der unterschiedslos prinzipielle Konservatismus der bloßen sogenannten „Traditionspflege“ gar nicht wahrnimmt – eben weil das traditum unter veränderter geschichtlicher Gestalt dargeboten und auch empfangen wird. Dies aber ist schließlich das allein Entscheidende: daß der überzeitliche Inhalt und Gehalt durch die Geschlechterfolge hin bewahrt wird. Gut, wird man vielleicht sagen, was aber ist dieser Inhalt, um dessentwillen die Mühe der immer neu zu leistenden Vergegenwärtigung sich lohnt? – Man braucht sich nur umzusehen – und schon ist klar, daß die Inhalte der Tradition sich über die ganze Breite der geschichtlichen Wirklichkeit erstrecken und jedem Bereich der menschlichen Existenz zugehörig sein können. Tradiert wird sowohl eine Institution wie ein Lied, ein Rechtssatz, ein Hochzeits- oder Begräbnisbrauch, aber auch eine Lehre, eine Aussage über Wirklichkeit und Dasein. Es gibt traditionelle Mahlzeiten und traditionelle Speisen; Feste, Trachten, Redensarten, Gebärden – alles das kann den Charakter des Überlieferten haben. Der Radius also des Tradierbaren reicht von der äußersten Peripherie des Gehabens, von der Art und Weise, den Bissen zum Munde zu führen, einen Gruß zu entbieten und zu erwidern, Tiere zu halten – bis in den Kern der religiösen Überzeugung und der kultischen Handlung. Peripherie und Kern – das ist natürlich die Unterscheidung, auf die alles ankommt. Dennoch hat sie ihre eigenen Tücken. Man feiert „traditionellerweise“ den Geburtstag oder das Schützenfest und Stiftungsfest; und es ist gleichfalls „Tradition“, daß Ostern gefeiert wird und der erste Tag der Woche. Nun versteht es sich zwar von selbst, daß es sich hier um Inhalte von sehr verschiedenem Gewicht und um Traditionen von höchst unterschiedlicher Verbindlichkeit handelt. Eine Geburtstagsfeier oder ein Schützenfest kann, etwa wenn die Zeit nicht danach ist, getrost auch einmal ausfallen; aber Ostern nicht zu feiern – das läge offenbar auf einer völlig anderen Ebene! Das heißt aber beileibe nicht, daß etwa das Rankenwerk des weniger Wichtigen nichts bedeutete und leichthin weggeschnitten werden dürfte. Es mag sehr wohl sein, daß eine Volksgruppe, die ihre besondere Tracht ablegt oder aufhört, das Brot oder den Kuchen in bestimmter Gestalt zu backen, im gleichen Augenblick auch die Traditionen zu verlieren beginnt, welche unmittelbar die Mitte der Existenz betreffen. Dennoch wird man nicht schon mit Fug von Traditionsverlust, Traditionsbruch oder Traditionslosigkeit sprechen, wenn die Außenansicht des geschichtlichen Lebens ihre überlieferte Gestalt ändert. Diese Vokabeln, mit denen wir vielleicht zu rasch bei der Hand zu sein pflegen, sollten aufgespart bleiben für den Fall, daß die innerste, mittelste Strähne des Überlieferungsbandes durchschnitten wird.

Hält man aber nun Ausschau nach einem unterscheidenden Kennzeichen, nach einem gemeinsamen Merkmal, das diese auf die höchste Weise verbindlichen tradita auszeichnet, dann wird man finden, daß ihnen allen der Charakter „*heiliger Überlieferung*“ eigentümlich ist – ganz gleich, ob es sich im übrigen um sittliche Lebensnormen, um die Sinndeutung von Welt und Dasein, um die Begehung der großen Feste oder um die Substanz der künstlerischen Gestaltung handelt. Zu dem letzten Punkt etwa ist die erstaunliche Sentenz des späten Goethe in die Erinnerung zu rufen: „Jeder echte Künstler ist als einer anzusehen, der ein anerkanntes Heiliges bewahren und mit Ernst und Bedacht fortpflanzen will. Jedes Jahrhundert aber strebt nach seiner Art ins Säkulum und sucht das Heilige gemein, das Schwere leicht und das Ernste lustig zu machen; wogegen gar nichts zu sagen wäre, wenn nur nicht darüber Ernst und Spaß zugrunde gingen.“ Aber auch wenn wir den großen Athener fragen, der im welteuropäischen Raum die philosophische Daseinsdeutung bis auf den heutigen Tag befruchtet und in Atem hält – wenn wir also Platon fragen, was nach seiner Überzeugung die Quintessenz der „Weisheit der Alten“ sei, dann bekommen wir zur Antwort: sie bestehe darin, daß die Welt aus der neidlosen Güte des Schöpfers hervorgegangen sei; daß Gott den Anfang, die Mitte und das Ende aller Dinge in den Händen halte; daß die Seele des Menschen über den Tod hinaus Bestand habe; daß es schlimmer sei, Unrecht zu tun als Unrecht zu erleiden; daß uns nach dem Tode ein Gericht und eine gerechte Vergeltung erwarte – und so fort. Man sieht auf den ersten Blick, daß hier von nichts anderem die Rede ist als von der göttlichen Verbürgung des Sinnes der Welt und des menschlichen Heiles. Es ist also das gleiche Thema, von dem auch in der christlichen Tradition, wenngleich auf völlig neue Weise, gesprochen wird. Dennoch liegt mir daran, gerade die von Platon beschworene mythische Überlieferung der vor- und außerchristlichen Welt zu Wort zu bringen. Es liegt mir daran, deutlich zu machen, wie sehr die Menschheit, über alle geschichtlichen Epochen hin und in der ganzen Breite ihrer kulturellen Besonderungen, gerade in bezug auf die *heilige Überlieferung* auf unvermutbare Weise eines Sinnes ist; man könnte fast die Behauptung wagen: diese im Grunde überall identische „*heilige Überlieferung*“ begründe überhaupt die geistige Einheit des Menschengeschlechtes.

Noch immer aber sind wir dabei, eine Frage zu beantworten, die Frage nämlich, was denn – in dem vielfältigen Andrang des faktisch Überkommenen – eigentlich das schlechthin und undiskutierbar durch allen Wechsel hindurch Bewahrensnotwendige sei (bewahrensnotwendig: weil sonst die Kontinuität des wahrhaft Menschlichen zugrunde gehen würde). Gefragt ist nach den Traditionsinhalten, die einen unabdingbaren Anspruch darauf haben, in jeder Gegenwart lebendig präsent gehalten zu werden, damit die jeweils junge Generation wirklich in den Stand gesetzt ist und damit ihr zugemutet werden kann, sie mit ihrer vollen frischen Bejahungskraft zu akzeptieren. Die Antwort aber auf diese Frage lautet folgendermaßen: Es sind die Traditionsinhalte, die mit dem Namen „*heilige Überlieferung*“ bezeichnet werden können; sie sind das in Wahrheit Bewahrensvalue und Bewahrensnotwendige. Ich sagte schon:

Wo immer der Traditionswille sich vor allem hierauf richtet, da macht er zugleich frei und unabhängig gegenüber der ängstlichen Starrheit der bloßen Konservatismen. Und wer immer die wahre Aufgabe des Tradierens anpackt, der wird sehr bald gewahr, daß es dabei, sosehr Tradition auf Bewahrung zielt, gar nicht primär aufs Konservieren ankommt, sondern viel mehr auf Verlebendigung, Umprägung, Neuformulierung, auf etwas also, das gar nicht anders zu leisten ist als in der unmittelbaren Anteilnahme an der aktuellen Problematik der Zeit.

Freilich muß man sich dann erst recht gefaßt machen auf den letzten der kritischen Einwände, von denen die Rede gewesen ist. Noch immer befinden wir uns ja im Streitgespräch mit einem Partner, der die Tradition verneint. Dieser Gegner aber ist keineswegs eine erfundene Figur! Man wird im Gegenteil finden, daß er heute in jeder beliebigen öffentlichen Diskussion die Mehrheit repräsentiert. Nietzsche hat schon recht mit seiner Diagnose: „Was heute am tiefsten angegriffen ist, das ist der Instinkt und der Wille der Tradition: alle Institutionen, die diesem Instinkt ihre Herkunft verdanken, gehen dem modernen Geiste wider den Geschmack“. Natürlich ist diese Diagnose noch kein Argument, durch das irgendein Einwand entkräftet werden könnte. – Der Einwand aber lautet so: „Heilige Überlieferung“ und „Weisheit der Alten“ – das sind große Worte; aber zunächst doch nur Worte. „Heilig“ ist das, was jedermann zu Ehrfurcht und Respekt verpflichtet. Auf Grund von was aber soll, was da „heilige Überlieferung“ genannt wird, eigentlich verpflichtend sein? Wieso „muß“ sie unbedingt bewahrt und weitergegeben werden? Wie sollte denn wohl eine solche Verbindlichkeit begründet werden können? „Kontinuität des wahrhaft Menschlichen?“ – schön und gut, aber wo steht geschrieben, daß die Menschheit nicht vielleicht dabei ist, sich von Grund auf zu ändern? Und: wer eigentlich sind „die Alten“? Wodurch legitimiert sich die ihnen zugesprochene Autorität?

Auf diese letzte Frage hat wiederum Platon eine Antwort gegeben, die mir zeitlos gültig zu sein scheint. In den platonischen Dialogen ist bekanntlich viele Male von „den Alten“, den *palaioi* und *archaioi* die Rede; niemals jedoch wird ein Eigenname genannt; „die Alten“ bleiben anonym; dennoch handelt es sich nicht um eine vage Vorstellung. Daß zum Beispiel nicht die Greise, die Bejahrten, die durch langes Leben weise Gewordenen gemeint sind, sondern die dem Ursprung Nahen, die Anfänglichen und Frühen – das ist schon aus der bloßen Wortbedeutung klar. Die Alten sind das erste Glied der Kette, von dem alles Folgende noch immer abhängt. Sie sind jedoch etwas völlig anderes als die „Pioniere“ und die „Bahnbrecher“ im Bereich der Erfahrungswissenschaften. Auch diese werden zweifellos in Ehren gehalten, und man gedenkt ihrer, wenn wieder einmal ein Jubiläum zu begehen ist, mit Dank und Respekt. Aber sie sind auch „überholt“, und zwar durch den von ihnen selbst in Gang gebrachten Fortschritt; was sie zu sagen haben, ist nur noch „historisch“ interessant. Die „Weisheit der Alten“ hingegen besitzt eine unerschöpfliche Aktualität. Man könnte sagen: die Alten nehmen, in dem Bereich, in dem die Überlieferung gilt, den gleichen Platz ein, der im Bereich der Wissenschaften

den Männern der neuesten, letzten Ergebnisse gebührt. Dieser Rang der „Alten“ nun gründet, wie Platon es ausgesprochen hat, darin, daß sie, so sagt er, „näher bei den Göttern siedelnd“, eine aus übermenschlicher Quelle herabgelangte Kunde, einen theios logos, einen göttlichen Spruch, als die Ersten empfangen haben, und daß also auf sie seitdem angewiesen bleibt, wer immer an dieser, dem Menschen natürlicherweise nicht zugänglichen Botschaft Anteil zu gewinnen sucht. Kurz gesagt: die letzte Legitimierung der „Weisheit der Alten“ und der in ihr eingekörperten „heiligen Überlieferung“ sind nach Platons Meinung *Offenbarung* und *Inspiration* im strikten Sinn; sie allein auch begründen die den Menschen wahrhaft verpflichtende Verbindlichkeit von Tradition. – Natürlich sind „Offenbarung“ und „Inspiration“ Worte, die erst im Zusammenhang der christlichen Theologie ihre volle und genaue Bedeutung besitzen, und selbstverständlich ist diese Bedeutung nicht schon in den platonischen Dialogen präzise formuliert und also anzutreffen. Dennoch ist das entscheidend Gemeinsame völlig klar; und übrigens verbindet es, wie ich glaube, die christliche Lehre nicht allein mit der Philosophie der Griechen, sondern auch mit der urtümlich-mythischen Weisheit aller Völker und Kulturen. Ausnahmslos geben sie zu verstehen, daß der Kern jeglicher Tradition, von dem her das äußere Rankenwerk der Herkömmlichkeiten erst seinen Sinn bezieht und auch, wenn er einmal verdorrt oder preisgegeben war, wieder neuen Austrieb bekommt – daß dieser Kern immer die „heilige Überlieferung“ ist. „Heilig“ aber (und das heißt zugleich: unbedingte Verehrung fordernd) ist dieser Kern kraft des Ursprungs aus einer wie auch immer vernehmlich gewordenen „Rede Gottes“. Das ist der letzte und, wenn es aufs Äußerste kommt, auch der allein zureichende Grund, warum ein von alters her Überkommenes weiterhin unversehrt bewahrt und von Generation zu Generation tradiert werden muß.

Einzig eine Antwort von solcher Radikalität vermag auch, wenn überhaupt, jener gleichfalls aufs Ganze gehenden Frage Genüge zu tun, die nicht bloß diese oder jene Herkömmlichkeit in Frage zieht, sondern die Tradition überhaupt. Wenn aber diese radikale Antwort nicht mehr überzeugend realisiert werden kann, wenn sie also weder gegeben noch akzeptiert wird, dann ist es im gleichen Augenblick aussichtslos geworden, gegen die akute Gefahr des völligen Traditionsverlustes etwas irgend ins Gewicht Fallendes ausrichten zu wollen. Und es dürfte schwer zu sagen sein, wie dann die Zerstörung der Substanz aufgehalten werden könnte, von welcher nicht nur der einzelne, sondern auch die Gesellschaft lebt.

Möglicherweise fruchtet zuletzt eine erschreckende und dadurch heilbringende Erfahrung, die wohl keinem Menschen dieser Zeit ganz und gar unerahnbar und unvertraut geblieben ist. Der 1949 in Rom verstorbene russische Dichter-Philosoph Wjatscheslaw Iwanow, ein Schüler von Solowjew, hat sie in einem merkwürdigen kleinen Buche gültig ausgesprochen. Das Buch trägt den seltsamen Titel: *Briefwechsel zwischen zwei Zimmerwinkeln*. Was sich aber zunächst nach einer Idylle im Stil von Andersens Märchen anhören mag, ist in Wirklichkeit die einigermäßen gefährliche Diskussion zwischen dem Christen Iwanow

und dem liberalen Historiker Michael Gerschenson – gefährlich, weil sie sich zuträgt im bolschewistischen Rußland, wo diese beiden, gleichermaßen verdächtigen Gesprächspartner sich eine Zeitlang eingewiesen finden in das gleiche Zimmer eines staatlichen Erholungsheims für Geistesarbeiter. Gerschenson plädiert dafür, die Last der Überlieferung einfach abzuwerfen und „tabula rasa“ zu machen: „Was für ein Glück wäre es, sich in den Strom des Vergessens zu stürzen, um alle Erinnerung an Religion, Philosophie, Kunst, Poesie spurlos von der Seele wegzuspülen und nackt, leicht und freudig wie der erste Mensch ans Ufer zu treten.“ Iwanow hingegen verteidigt die heilende Kraft der Tradition, die er „Ewige Erinnerung“ nennt; er rühmt sie als „das lebendige Blut aller Gemeinschaftsgründung im Geiste“ und als „die einzige Macht, die uns wieder mit dem Ursprung vereinigt und mit dem Worte, welches im Anfang war“.

Die schale Frucht bewußter Traditionslosigkeit aber, jene erschreckende Erfahrung, von der ich sprach, hat Iwanow in einem großartigen Satz formuliert. Er lautet so: „Die auf die Weise des Vergessens erschlichene Freiheit ist leer.“

LINUS KEFER

LOB DER GELIEBTEN

Deine Stimme verschönt
die Landschaft. Deine Augen
machen die Erde warm.
Deine Füße lenken alle Wege
heimzu. Dein Haar
erfüllt die Nacht
mit Vertrauen. Dein Mund
verschenkt die Heiterkeit
der Engel. Lang möcht ich
leben!

PFIRSICHESSEN

An einem Pfirsich
aßen wir beide.
Saftstrotzend war er
und süß. Aber erst,
als ich die Bissen
aus ihrem Munde
raubte, verstand ich
die Bibel
und wußte, wie die Früchte
schmeckten im
Paradiese.

BALD, WENN ES HERBST SEIN WIRD...

Bald, wenn es Herbst sein wird,
wer geht unsre Wege dann?
Schwarze Trommel des Regens,
klirrende Messer aus Eis,
verstumte Stimmen.
Weine dann nicht!

Ich habe die Kette aus Bernstein
auf deinem Nacken
mit Küssen verschlossen
heut morgen! Daran denk!
Das ist ein mächtiger Zauber.
Unlösbar sind sie.

AM INN

Als wir, mit der Mittagsflut getrieben,
uns im Schattennetz der Weiden fingen,
flogen von unseren Küssen
weiße Möven auf, unzählige,
und der Gott des Stromes
kehrte zurück, wieder jung
wie du selber.
Singend
stieg er hinab,
die nackten Schultern bekränzt
mit dem Jubelgeschrei
der Möven.

SPIEL

Vergeblich,
aber schön das Spiel
des Kindes mit den Margueriten:
Blatt für Blatt
weiß in den Wind zerpfückt,
die goldenen Samen, ach,
die ganze Fülle,
fruchtlos verstreut,
ohne Antwort.
An den Wegen liegen
die leeren Körbe
zertreten.

Einem jungen Mann, Anfang Zwanzig, dem sich als Student im weltoffenen Zürich das Leben eben noch recht heiter dargestellt hat, ist es nicht zu wünschen, daß er sich plötzlich in der Stadt Cincinnati im Staate Ohio befindet. Er hat nicht eine Stadt an einem See mit einer Stadt an einem großen Fluß vertauscht, wie es die Landkarte verspricht. Der trüb und träge vorbeifließende Ohio verbirgt sich in der unteren berußten Stadt hinter häßlichen Schuppen und ist nicht ins Stadtbild einbezogen. Man ist auf die obere hübsche Stadt mit den Wohnquartieren, Holzhäusern hinter Rasenflächen, und dem großen grünen Universitätsgelände angewiesen. Wohnen läßt es sich also dort, aber leben kaum. Im November 1938, eben nach Cincinnati geraten, wollte ich in einem wohlausgesponnenen, breitemischen Buch wieder Besitz von mir selber ergreifen, da die Gefahr des Selbstverlustes sehr groß ist, wenn man in einer unantiken Stadt mit antikem Namen wohnt, an einem großen Fluß, den man nicht sieht, den ganzen Tag eine fremde Sprache spricht mit Menschen, die deutsche Namen tragen, aber kein Deutsch können. Am Ende einer zehnstündigen Bahnfahrt mit kleinen Coupégesprächen hat man ein ähnliches Gefühl. Also Dickens wäre das Gegebene gewesen. Schon manchen Herbst hatte er episch verklärt. Aber das war Englisch, und nachdem man sich tagsüber ganz dem Fremden hingegeben hatte, wollte man abends, im Zimmer bei der Lampe, zu sich zurück, also in die eigene Sprache. Da stand in der Universitätsbibliothek Albrecht Schaeffers *Helianth*. Das schien grade das rechte Buch zu sein, das erste deutsche, das ich seit meiner Landung im Oktober las; gute Sprache, echte Gespräche, vertraute Landschaft, episches Verweilen. Am ersten Abend wurden gleich hundert Seiten gelesen. Die erste Entspannung, der erste gefährliche, aber notwendig gewordene Schritt zurück, in die eigene Welt, in das Behauste, wie man ja heute wohl sagt.

Das richtige Buch zur rechten Zeit. Da war viel Schönheit, unendliche Gesittung, ausgekostete Stimmungen, erregende Gespräche von jungen Leuten, die noch Dichtung zu lesen verstanden. Dabei machte es nicht viel, daß die an Migräne leidende Herzogin etwas ins Kitschige geraten war, daß die Einzel-symbolik sich allzusehr aufdrängte, wenn der schwarze Schwan auftauchte oder die Sonnenblume mythisch-mystisch gedeutet wurde. Das zweite Buch (es sind neun im ganzen, auf 2500 Seiten) ist anfangs schwer erträglich im Ton, der zu schön wird, zu viel Bildungsgut verrät. Der Maler Bogner war mir von Anfang an eine peinliche Figur, ein anspruchsvoller Spätromantiker. Es gibt zu viele Geheimnisse in dem Buch, die nur, weil sie leicht zu entschleiern sind, zu Stimmungsträgern werden müssen. Aber mit dem Herzog, mit dem Helden Georg, ja auch mit Renate ließ sich leben. Man muß das Buch als aristokratisches Epos begreifen, als einen der letzten, gerade noch gelingenden Versuche zu einem Bildungsroman. Da bekommt das Buch die Gültigkeit eines Lebenswerkes. Und die norddeutsche Tiefebene darin ist mehr als Staffage.

Es war, das war deutlich, ein deutsches Buch der besten Art. Aber man war im Herbst 1938. Da hatte das „echt Deutsche“ einen grausigen Klang, der es zu jedem öffentlichen Gespräch untauglich machte. Mußte man nicht dieses deutsche Bild der entsetzlichen und, wie es schien, endgültigen Zerstörung des guten Deutschen entreißen? Noch im November schrieb ich an Schaeffer, über seinen Verlag, daß jemand, der so viel von der Tradition seines Landes verstehe, dort unmöglich bleiben dürfe, wo sie eben unter Dummheit und Verbrechen versank. Er solle auswandern, um in seiner Person noch zu retten, was es zu retten gab und woanders weiterführen, was man zu Hause aufzugeben gezwungen war. Das war gewiß ein vorwitziger Brief und wohl kaum an einen Menschen geschrieben, eher an ein Symbol.

Schon im Dezember schwand das Interesse an dem überlangen Roman merklich, denn die zweite Hälfte des dritten Buches wird allzu gesprächig. Er blieb lange liegen und wurde erst im folgenden Februar wieder aufgenommen und beendet. Ich war ihm dann doch sehr dankbar. Er hatte mich an die Hand genommen und bedeutend geleitet.

Am 8. April 1939 erreichte mich ein Brief, in einer schönen geschwungenen Schrift geschrieben, aus einem kleinen Ort im Staate New York, Croton am Hudson:

Die Hoffnung, eine Antwort von mir auf Ihren Brief zu bekommen, werden Sie inzwischen längst aufgegeben haben. Es war in der Tat so, daß ich zuerst durch eine Arbeit am Schreiben gehindert wurde; danach folgte eine Zeit der Aufregungen, deren letztes Ende nun ist, daß ich mich in einem Lande mit Ihnen befinde – nicht eben ausgewandert aus Deutschland, aber in einer Art freiwilliger Verbannung. Meine Familie ist mit mir – und wie das Schicksal will, so lange wird der hiesige Aufenthalt eben dauern.

In einem Brief läßt sich kaum mehr sagen; es ist der erste, den ich in diesem Lande schreibe . . .

Sie selber haben allerdings an ein Phantom geschrieben; denn von dem Verfasser des *Helianth*, den Sie vor sich sahen, ist lange schon nichts mehr übrig. Sie werden dies an dem Buch, das ich Ihnen zugehen ließ, bereits erkannt haben.

Aber Ton und Haltung Ihres Briefes haben mich erfreut und mir sehr gefallen; es kommt mir vor, als ob es junge Männer, wie Sie einer sind, in Deutschland heutzutage nicht mehr gäbe. Darum würde es mich freuen zu hören, ob Sie noch in Cincinnati vorhanden sind; und ob Sie auch zu dem 20 Jahre jüngeren Buch eine Beziehung gewinnen konnten. Croton liegt ein Stunde nördlich von New York am Hudson – mit Bahn oder Auto . . .

Dieses für heute; denn ich weiß nach so langer Zeit nicht, ob Sie noch existieren – oder für einen so andern Mann existieren wollen.

Freundliche Grüße gehn zu Ihnen.

Schaeffer.

Das war nun ein rechtes Abenteuer, diesen Brief zu erhalten. Und kein ganz leichtes. Er hatte ja vorher ein kleines Buch geschickt, die Novelle *Heimgang*, die mir nur eben ein Stück kultivierter Literatur war und die, wie er nun selber schrieb, mit dem *Helianth* nicht viel zu tun hatte.

Für den für einen deutschen Dichter so ungeheuerlichen Schritt der Auswanderung, der denn auch Schaeffers ganzes Leben bis zu seinem Tode änderte und bestimmte, fand er doch nur recht behutsame Worte. Natürlich

war er ausgewandert. Die Verbannung war zwar freiwillig, aber doch nur insofern als er sich entschlossen hatte, seine zweite Frau nicht im Stich zu lassen, die in Deutschland wohl verfolgt worden wäre. Und war „Schicksal“ in diesem Augenblick nicht ein allzu vornehmes Wort für sehr reale politische Tatsachen? Das Ausweichend-Symbolische dieses Briefabschnittes war allerdings Schaeffers Schicksal, aber das bemerkte ich erst Jahre später.

Gänzlich unbekannt in Amerika, des Englischen in keiner Weise mächtig (seine Übersetzungen aus dem Englischen, etwa die von Wildes *Ballade von Reading Goal*, muß er ganz mit dem Wörterbuch gemacht haben), zu neuen Freundschaften wenig geeignet, viel zu vornehm für einen wendigen Literaturbetrieb, war Schaeffer sofort völlig isoliert. Die Carl-Schurz-Gesellschaft nahm sich anfangs seiner an und verschickte sein jüngstes Buch *Aphaia*, eine mystisch-mathematische Deutung des griechischen Tempelbaus in sokratischen Gesprächen, an einige Menschen.

Eben dieser Tage aber ging ich in den Osterferien nach dem kleinen College-Städtchen Oberlin im Norden Ohios. Der Präsident des Colleges Mr. Wilkins war ein Danteforscher mit einem hohen Sinn für Qualität; und dabei ein edler politischer Träumer. Er entwarf mir in diesem April 1939 den Gedanken, alle Demokratien zusammenzuschließen, wie es eben in einem vieldiskutierten Buch *Union Now* von Striete als letzte Hilfe vorm faschistischen Weltuntergang gefordert wurde. Während er mir einen Platz anwies, von dem aus ich auf ein Marmorrelief Dantes sah, sprach er von diesem Plan, bei dem Island der Sitz der Verwaltung für alle Demokratien werden sollte. Ich sprach ihm dann von Schaeffer und ob man etwas für ihn tun könne. Island war ja weit, aber Schaeffer saß zum Stummwerden verurteilt in Croton am Hudson.

Aus Oberlin zurückgekehrt, fand ich ein sehr schönes Geschenk Schaeffers vor. Es war ein großes Gedicht, das die Bibelworte *Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und von deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will*, zum Ausgang für eine kunstvolle und ergreifende Paraphrase in der Form eines Akrostichons machte. Jedes der Bibelworte begann, in der Maschinenschrift rot geschrieben, eine neue Strophe, deren erste lautete:

GEHE, weil du Füße hast zu gehen.
Nirgend sollst du weilen auf der Erde,
Eh sich Haupt und Rücken niederlegen.
Trage bei dir Nichts als meinen Segen.
Sorge, daß dein Wandel richtig werde,
Und ich werde auf dich milde sehen.
Trage bei dir Nichts als meinen Segen.

Er hatte die weitausholende Strophenfolge im März 1939 geschrieben. Folgende Widmung fand ich eingeschrieben:

Heute nur diesen Gruß und Dank. Da ich mit diesen Versen Abschied von meinen Freunden in Deutschland als Dichter nahm, sehe ich sie gern unter den Augen dessen, der mich hier als Dichter zuerst begrüßte.

14. 4. 39 Croton-on-Hudson.

So hatte er sich die große symbolische Trostverheißung gedichtet, bevor sein anonymes und wohl bittres Leben im Exil begann. Das Ungewöhnliche an diesen Versen war, daß sie, obwohl in die Zeit und aus einer echten Lebensnot heraus gesprochen, kein Zeitgedicht waren, sondern ein symbolisches Rollengedicht. Als solches aber von einer besonders starken Dringlichkeit. Anfang Mai, nach meinem Bericht über Oberlin, kam folgender Brief:

Durch Ihren nachösterlichen Zuruf haben Sie mich recht erfreut – und ich habe Ihnen noch für Ihren früheren Brief zu danken. Doch ist das Schreiben durch äußere Hindernisse erschwert: das Haus, das uns hier zu bekommen glückte, ist schön gelegen und enthält sehr schöne Räume, pflanzt aber jeden Laut durch all seine Tiefen hin mit Verstärkung fort; und da ich mit drei kleinen Kindern glücklich behaftet bin, finde ich selten eine ruhige Stunde. Irgendeine Abhilfe bleibt zu hoffen.

Übrigens sollen Sie wissen, daß ich zunächst auf ein Besuchsvisum für ein halbes Jahr hierhergekommen bin; das geplante längere Bleiben wird davon abhängen, ob es meinen Freunden gelingen wird, mich in ein für mich mögliches Verhältnis zu einer Universität zu bringen. Und für mich möglich heißt, daß ich, um richtige Vorlesungen zu halten, weder die Sprachkenntnisse habe noch die Fähigkeit, solche Vorlesungen zu produzieren, also daß wohl irgendein Schein-Manöver produziert werden muß. Auch an Oberlin ist gedacht worden, aber grade dort scheint es mit dem Schein nicht abzugehen. Von dem Präsidenten hörte ich sonst schon viel Gutes.

Es ist für mich nicht ganz leicht hier. Abgesehen davon, daß hier niemand weiß, wer ich bin, wäre mit den Eingeborenen hier schon umzugehen, wenn mein Sprachverständnis – das Verstehen mehr als das Sprechen – nicht hinderlich wäre. Es ist hier eine Kolonie von Lehrern der privaten Gemeinschaftsschule, die meine 7- und 5jährigen beiden Kinder besuchen, und von Künstlern, mit denen sich reden ließe. Unmöglich sind wohl die Deutschen, jeder auf seine Spezialart in Deutschland stecken geblieben – so auch dieser Thomas Mann, von dem ich kürzlich einen Brief erhielt – ohne ihn näher zu kennen und ohne auch eben mehr von ihm zu halten als einen sehr talentierten Schriftsteller von der Art, die stets nicht ganz soviel ist als sie zu schreiben weiß. Er scheint allerdings zu glauben, daß ein Jahr kommen wird, gleichsam 1932 a), wo alles wieder sein wird wie damals oder wie anno 18 im glücklich zur Demokratie bekehrten Deutschland. Möglich übrigens – es war auch 1816 so – für einige Zeit.

Sie werden aus der *Aphaia* genug wissen, um es zu begreifen, wenn ich die von Platon vorhergesehene Ära – den 2000jährigen Sonnenmonat des Kreuzes – des gekreuzigten Gottesmenschen – vollendet sehe, mit all ihren strahlenden und düsteren Tagen und Nächten, ihren Taten, Planen, Träumen, Werken, ihrer Art, die Gottheit zu sehn, ihrer Art das Leben zu leiden – oder andre es leiden zu machen. Oder mit dem landläufigen Wort: das Ende dieser Art von Kultur, des Abendlandes Untergang. Daß ich als das kommende Neue keine Spenglerische Technik nebst Diktatoren und Fellachentum sehe, brauche ich kaum zu erwähnen. Was einmal kommen und sein wird, ist unserm Blick so verborgen, wie es dem des Jahrs 100 vor Christo war, was 300, 500, 800 und so fort wurde. Aber es wird: göttlich sein, und eine Auferstehung im Geist.

Sie werden aber auch weiter verstehen müssen, daß für mich mein eigener, der engere Bezirk von Kultur und Literatur, ja, die Dichtung sogar, ein Friedhof ist; was immer von dort her noch schallt, so leuchtend und tönend auch immer, kommt für mich aus gestorbenen Mündern. Dies ist keineswegs ganz recht – denn es sind ja Unsterbliche; aber mir scheint es so, möglicherweise deshalb, weil so viele von den leiblich zuletzt Gestorbenen eben für mich wirkliche Tote sind. Aber auch weil sie eben in dieser Zeit letzter Welke

und noch ungesprossener Neuigkeit nur scheinlebig sind. Vor allem schließlich, weil ich zur Zeit von ganz anderen Lebensbezirken gefesselt bin. Summa sind es nur persönliche Gründe.

Dies wollte ich Sie wissen lassen, damit Sie nicht Dinge von mir erwarten, die eben jetzt mehr an meiner Peripherie liegen.

Für diese Gedankengänge also hoffte Schaeffer auf Verständnis bei mir. Es war wohl etwas unpädagogisch von ihm, einem jungen Menschen, dem Dichtung lebendig und keinem plötzlichen Todesfall unterworfen schien, nun seine Bahn ins Nichts vorzuschreiben. Als sei er schon einer jener alten Männer, die, „stets ein König Lear“, wie es bei Goethe heißt, ein „Komm, ältele du mit mir“ werdend und heischend aussprechen. Ich verstand also den Brief nicht und war nur erschrocken. Nicht für mich selbst, da ich ja dem Brief keinen Glauben schenkte. Nicht darüber, daß eine große Epoche der Dichtung vorüber sei; das war mir kein neuer Gedanke. Aber daß ein schöpferischer Mensch sich selber, anscheinend alles, was er getan hatte und was ihm vor wenigen Jahren noch wichtig gewesen war, verleugnete, ein lebendiges Erbe einem metaphorischen Friedhof überantwortete, und zwar zugunsten einer nach sinnierendem Sektierertum klingenden Geschichtskonstruktion, das fand ich unbegreiflich. Etwas Tatsächliches, etwa der Tod Rilkes, Hofmannsthals, Georges und eben erst, im Januar 1939, der Tod von Yeats; der erste Weltkrieg; die Vernichtung der geistigen Werte in faschistischen Ländern, all dies wurde in großer symbolischer Einkleidung einer tüftelnden Tabellenberechnung aufgeopfert. Die Wahrheit der Dichter, schien mir, darf, wenn sie wahr bleiben soll, nicht auf großen Spekulationen und Weltmythen aufgebaut werden. War es nicht größer, den Augenblick zu fassen, als das Äon zu deuten? Und ob die ganze Symbolik nicht auch aus Bitterkeit floß? Hieß es vielleicht nur, daß er nicht mehr dichten konnte? Daß ihm sein schöpferischer Impuls versiegt war? Ich war damals noch taub für den herzbeklemmenden Unterton der Angst in diesem Briefe, vor einem ihm vertrauensvoll sich Nahenden eine Rolle spielen zu müssen, für die er keine Kraft mehr hatte. Die Stelle über die Deutschen verstand ich wohl. Ich fand es nur seltsam, daß er sein Mißbehagen Thomas Mann, den brüderlichen Mit-Erleider, entgelten ließ, der ihm doch offenbar einen trostreich gemeinten Willkommensbrief geschrieben hatte. Natürlich kannte ich jene Auswandererkrankheit, die Franzosen und Holländer, Engländer und Italiener, Russen und Spanier nicht kennen, die aber die meisten Deutschen befällt: das Leiden an Deutschland. Die Krankheit gehört zum guten Deutschen. Wer sie nie durchmacht, bleibt ewig unmündig. Heilen kann man sie nur, wenn man sie groß und würdig bekennt: „Wie bin ich satt von meinem Vaterlande.“ In Amerika nahm nun diese Krankheit in jenen Jahren eine ganz neue Form an, denn früher war der Virus und darum auch das Heilserum italienisch gewesen, die neue amerikanische Abart der Erkrankung war noch unerprobt. Sie bestand nicht in der Tradition jener Zeiten, da deutsche Kaiser in Italien sich früh vollendeten, zu Künstlern und Weltschöpfern wurden. Man konnte nicht auf den Spuren deutscher Italienaneignung gehen, von Winckelmann, Heinse und Goethe bis zu George,

Borchardt und Hofmannsthal, von Dürer bis zu Feuerbach und Hans von Marées. Das Leiden an Deutschland, seit Goethe gewiß die obligate Krankheit der Besten, wurde früher immer wieder zur Freude an Italien. Dieses Leiden, von Goethe halb verschwiegen, von Hölderlin in gläubigem Jammer ausgesprochen, von Jean Paul skurril versteckt, von Platen zürnend geformt, von Heine witzig überspielt und von Nietzsche systematisiert, ist ja nicht der Ausdruck der Lieblosigkeit, sondern die Unliebe, Selbstfindung und Abgrenzung, der leidende Traum von Größe und immer erneuerte Bereitschaft zu glauben. Italien konnte so für den Deutschen eine Vorschule der Ethik werden, ein Eigenkorrektiv, Bescheidung und Selbsterfüllung, Anschluß, aus verhängnisvoller Absonderung, an die Welt. So konnte sich die Erziehung des Deutschen zum Europäer immer wieder in Italien und durch Italien vollziehen.

Aber wie so manche andre, war auch diese große Tradition durch den Deutschenhasser und -vernichter Hitler unmöglich geworden. Das Band, das einst Weimar mit dem Herzen der Welt verbunden hatte, war eine Achse geworden. Das den Einsamsten vorbehaltene Deutsch-Italienerturn wurde lautes politisches Programm für alle und jeden. Wer Deutschland und Italien damals zusammen nannte, sagte nicht mehr „Welt“, sondern „Faschismus“, und wer es als Deutscher tat, mußte sich zuerst vor Italien, dann vor der Welt entschuldigen.

Hier trat nun Amerika die Nachfolge Italiens an. Nicht als Land der Sehnsucht, wohl aber als Welt. Die vielbeschriebene Amerikanisierung konnte damals, deutlich und weltöffnend, zur eigentlichen Europäisierung des national Befangenen werden. Dies freilich war ein schmerzhafterer Vorstoß in die Welt als der frühere, aber vermutlich in jenen Jahren der beste und wirksamste. Sonderbarer Umweg: durch Amerika nach Europa. Da aber der kürzeste Weg eben eine Achse geworden war, mußte nun der längste dienen. Aber der Auswanderer jener Zeit, der den Liebesstachel im Herzen trug, den er sich täglich ausreißen mußte und damit immer die Wunde noch vergrößerte, konnte oft zornig oder neidisch auf jene blicken, die der Krankheit gefaßter gegenüberstanden. Der am hilflosesten Deutsche, Albrecht Schaeffer, warf nun also Thomas Mann vor, er sei im Deutschtum steckengeblieben.

Verwirrend in dem Brief war auch die undeutliche Kinderzahl. Ich hatte mittlerweile erfahren, daß Schaeffers erste Ehe nicht kinderlos geblieben war, daß seine zweite Frau aus ihrer ersten Ehe auch Kinder mitgebracht hatte. Diese zwei oder drei, die in diesem Briefe vorkamen, stammten offenbar aus dieser zweiten Ehe.

Meine Hilflosigkeit seiner Epochentheorie gegenüber muß so groß gewesen sein, daß ich mich zu keiner Antwort entschließen konnte, denn Ende Mai kamen folgende Zeilen:

... Ich hatte nicht erwartet, daß mein Brief Sie so bestürzen würde, daß Ihnen die Antwort ausblieb. Doch wäre mir Ihr Besuch jederzeit willkommen... Das Oberlin-College hat mir nun ein Ehrenlektorat angeboten, und es ist notwendig, daß ich zu Besprechungen hierüber dorthin fahre. Da ich im Mai nicht mehr reisen kann, so bleibt nur die erste Juniwoche wegen der nahen Ferien. Und ich muß mit dieser Reise einen

versprochenen Besuch bei Thomas Mann in Princeton verbinden . . . Wenn Sie kommen, so kommen Sie bitte nach Croton heraus. Die schönen Eichenwälder und Seen hier scheinen mir zu Gesprächen geeigneter als die Stadt.

Am 4. Juni kam diese Begegnung zustande. Ich war im Begriff, für den Sommer nach Europa zu reisen und konnte leicht von New York den Hudson entlang zu der kleinen Station Harmon fahren, wo Schaeffer mich erwartete. In einer Literaturgeschichte hatte ich einmal sein Bild gesehen: einen in sich gerafften Menschen mit tiefliegenden Augen im asketischen Gesicht, in dem das Träumerische durch eine mönchische Maske überdeckt wurde. Hier aber stand ein fast schüchterner Mann, schon etwas müde geworden, den ich gleichwohl erkannte. An diesem ersten Tag, den wir im Gespräch, meist in den fast tropisch üppigen Eichenwäldern umhergehend, verbrachten, fand ich zu dem offenbar sehr Einsamen keine rechte Brücke. Die Schule, die seine tatkräftige Frau leitete, schien viele Schüler zu haben. Lauter Kinder, von denen ein paar Flachshaarige seine eigenen zu sein schienen. Er hatte mit alldem fast nichts zu tun, schien durch all das Treiben hindurchzugehen wie ein wenig beachteter, aber geduldeter Sonderling, der mit der ihn umgebenden Wirklichkeit nicht zusammenhing. Er schien auch ganz nur auf sich bezogen zu sein, sprach nur von sich, aber nie stolz oder überheblich, sondern immer etwas grämlich, wie ein gescheiterter Prophet. Die große Reise konnte für ihn sichtlich nicht mehr einen Sprung in die Welt bedeuten. Ein wirklicher Mißton kam ins Gespräch, als er nun auch einem bedeutenden emigrierten Theologen vorwarf, in seinem Deutschtum steckengeblieben zu sein, also einem Manne, der wie wenige ein gutes und gesittetes Deutschland in Amerika vertrat. Auch sträubte ich mich, an die 2000jährige Kulturepoche zu glauben, was ihn verdroß. Abends vor seinem Bücherschaft wollte er von all seinen früheren Büchern, mit Ausnahme des *Parzival*, nicht viel mehr wissen. Da erschien er wie ein von seiner Gemeinde verlassener Sektengründer, der sich nur einmal in die Dichtung verirrt hatte.

Am nächsten Tag aber waren wir beide williger geworden, den andern gelten zu lassen. Drei Stunden gingen wir unter den Eichenbäumen. Wir sprachen über die erzieherische Kraft des protestantischen Pfarrhauses. Aber bald schon sprach er von seiner Berührung mit den Schriften Rudolf Steiners und seiner neuen naturwissenschaftlich-mystischen Richtung. Er vertrat die Auffassung, daß die Mythen alle ganz wörtlich zu nehmen seien und wies als Beispiel auf den Nußbaum hin, der an allen Stellen das Antlitz des Erlösers zeige. Echte Aufschlüsse über Lebenszusammenhänge erkannte er in der symbolischen Bedeutung der Nuß. Diese bohrende Gotteserkenntnis machte ihn aber nicht heiter, eher etwas unheimlich. Aber doch auch wieder rührend zugleich. Denn gab es etwas Deutscheres als diesen spintisierenden Symbolsucher? Wir lagerten uns auf eine Wiese an einem Stauwerk. In dem trüben Tümpel, der sich davor angesammelt hatte, lag ein halbzerbrochenes, verfaulendes Wagenrad. Da erzwang ich mit einem Scherz die erste wirkliche Annäherung. Ich behauptete, dies sei nun doch eine ganz deutsche romantische Stätte: das versunkene Mühlrad im Weiher, mitten im Walde. Auf den Scherz zwar

ging er nicht als solchen ein, wie er ja überhaupt nicht zu scherzen verstand. Aber er sprach nun von seinem Vater und seinen Vorfahren, von Erlebnissen, statt von Spekulationen. Auf dem Heimwege kam das Gespräch auf Stefan George. Er erzählte von seinen Parodien auf George und zitierte einige der gelungensten Verse daraus. Dann sagte er mit einer Art von leidender Bosheit, daß die schönsten Gedichte Georges doch eben die seien, die eigentlich gar nicht georgisch seien; ja, klänge das nicht manchmal wie reiner Geibel? Um das zu beweisen, sprach er nun im Gehen das Gedicht:

Nun laß mich rufen über die verschneiten
Gefilde wo du wegzusinken drohst:
Wie du mich unbewußt durch die gezeiten
Gelenkt – im anfang spiel und dann mein trost.

Er sprach alle Strophen, denn es war die letzte Zeile, auf die es ihm ankam und deren Einfachheit ihn zugleich zur Bewunderung und zum Spott reizte:

So hat das schimmern eines augenpaares
Als ziel bei jeder wanderung geglimmt.
So ward dein sanfter sang der sang des jahres
Und alles kam weil du es so bestimmt.

Aber mitten im Sprechen des letzten Verses stolperte er über eine Baumwurzel und verlor das Gleichgewicht, grade als er mit „weil du es so bestimmt“ seinen Trumpf ausspielen wollte. Er besaß keine Leichtigkeit, keinen Humor und kam nun über diesen kleinen Unglücksfall nicht hinweg, sondern blieb den ganzen Rest des Weges stumm und verärgert. Mir aber schien im Gegensatz zu all den vielen Symbolen, mit denen er mich umgeben hatte, dies das erste gültige und mir verständliche zu sein. Denn ich hatte wohl gemerkt, daß sein Parodieren und Karikieren Georges nur die Abwehr eines Liebenden war, wie es auch sein Aufsatz über George, den er mir daraufhin zu lesen gab, beweist. Da hatte ihm eben der mißhandelte Dichter, mit mehr Humor als der Schmähende aufbrachte, einfach ein Bein gestellt, und der Befreiungsversuch war kläglich mißglückt. Ein vollkommenes Symbol, wenn das Symbol eben die Sichtbarwerdung eines inneren verborgenen Zustands im Bilde ist.

Später, wieder in seinem Zimmer, las er das Einleitungskapitel seiner noch unveröffentlichten Heraklit-Exegese vor. Und gleich danach die lateinische Urschrift, denn er schrieb das Buch auf lateinisch. Der sonderbare Inhalt, es ging etwa darum, aus Kot Gold zu machen und dergleichen, blieb mir völlig fremd. Kompromißlos seinen Weg ins Dickicht der Seele gehend, schien er wie eingemauert in sich selber. Ich hatte den unerklärlichen Eindruck, als ob er vieles von dem, was er beim Schreiben seiner früheren Bücher gewußt habe, nun in einem trüben Traum vergessen habe oder aber, daß der große Besitz von Bildungsgütern zufällig gewesen war und wie vertauschbar.

Am nächsten Tag, schon auf dem Schiff, entdeckte ich ein zart in meinen Koffer gelegtes Geschenk, zwei dünne Hefte, das eine *Das Haus am See*, das andere, ein privat gedrucktes Blatt, enthielt das klingende, prachtvoll anhe-

bende Deutschlandgedicht *Magnifikat*. Aber diese Verse las ich nicht sofort. Ich bewahrte sie für eine bessere Gelegenheit. Die bot sich im Juli, als ich vom Rheinsprung in Basel aus über den Rhein hinüber nach Deutschland sah, das ich nicht betrat. Die tönende Feierlichkeit des Gedichts war der Situation nicht unangemessen:

Ich sah vom hohen Gipfel, aus einem Lindenwipfel
Hinab ins grenzenlose, ins heilig deutsche Land.
Vor Morgen war's im Dunkel, da unterm Sterngefunkel
Noch kaum die Himmels-Rose in zarter Blüte stand.

In lauter Anrufung klingt das Gedicht aus:

O Weiten voll Gewimmel, und Serafim am Himmel,
O voll von Rand zu Rändern mit Segen alles Land!
Ich sah aus tausend Zellen die tiefen Säfte quellen –
O Land von allen Ländern, du Frucht in Himmels Hand!

Du einziges und eines, du Gottes und du meines!
Du Korn, du Wiesenfeuchte, Wald, Heide, Moor und Ried,
Du Meerstrand, Fluß und Quelle, du Nacht und Sternenheile,
Du immer mir Geleuchte, du goldnes Lerchenlied!

Hier aus Basel schrieb ich ihm denn auch; ich wies auf diese Basler Bürgerbauten hin und glaubte aus ihnen zu erkennen, daß die Gesinnung, die sie geschaffen hatte, noch nicht zu Ende sein könne, solange diese Bauten noch stünden.

Der Ausbruch des Krieges überraschte mich in Frankreich. Erst nach vielen Monaten gelang es mir, aus einem Lager wieder nach Amerika zurückzukehren. Hier fand ich einen am 25. August 1939, kurz vor Ausbruch des Krieges geschriebenen und am 28. August, dem Geburtstag Goethes, abgesandten Brief Schaeffers vor, der nach all dem Erlebten wie aus weiter Vergangenheit kam:

Sie haben mich erfreut, vielmehr herzlich gerührt durch Ihr mehrfaches treues Gedenken! Merkwürdig und widerspruchsvoll waren allerdings die Gefühle, wenn ich mich als „Freund und Führer“ durch deutsche Landschaft von Ihnen angerufen hörte und mich selber hier sah in dieser Verbannung – dazu etwa den Briefwechsel zwischen George und Hofmannsthal lesend, dieses großartige, oft atembeklemmende Dokument, von Geisterhänden – aus einem versunkenen Geisterland.

Nun ist in diesen Tagen das Leben wieder zerfetzt von Fürchten und Hoffen – aber Sie kennen das nicht – wie vor fünfundzwanzig Jahren, und doch völlig anders, unheiliger und unseliger; denn nur das letzte Grauen des Krieges, vor dem man schaudert, kann das andere Grauen beenden, das die ganze Welt mit seinem Giftschlamm überziehen und überstinken möchte.

Dazu die erschlaffende Glut dieses Klimas; dies sind seit vielen Wochen die ersten Zeilen, die ich an einem kühleren Abend zu Papier bringe.

Der Passus Ihres Briefes über Basel und seine Bürger weckte in mir eine alte, uralte Erinnerung auf. Die gleichen Sätze, wenn auch in einer anderen Sprache, schrieben Sie

an mich im Jahr 61 vor Christo, wenn ich nicht irre, also vor heute just 2000 Jahren – aus Athen, wohin Sie aus Gades – heute Cadix – in der spanischen Provinz gegangen waren, um die griechische Sprache und Philosophie zu studieren. Laß sehen, ich bringe sie noch zusammen:

„Tum demum“, so fingen Sie an – „tum demum cum florentia ista deleta, superbi et morosi et generosi nature illi cives in capacibus eorum Atheniensibus domis interfecti, cumque templa quorum in umbris vespertine ἀγοαῖς εἶσθαι solent prostata sunt, tum demum cultus humani nostri consueti finem credam.“

Auch dessen erinnere ich mich, wie mich diese Zeilen in Verwirrung setzten, und des mit „Eo magis“ beginnenden Satzes meines Briefes, worin ich dem Ausdruck gab:

Eo magis, care mi, verba tua perturbant me, quoniam sedens tecum in Crotonis fluminis ripa meliora ac non imprudentia loqui te audivisse reminiscor . . .

Die Schlußwendung Ihres Satzes kann auch gelautes haben: Jesum Christum istum natum iri credam.

Der Brief war mit „Chidher“ unterzeichnet, dem Namen jenes Weitgereisten aus dem wunderbaren Rückertschen Gedicht, der alle tausend Jahre dieselbe Stätte besucht und sie völlig verwandelt findet, während der jeweilige Bewohner sie ewig unwandelbar glaubt. Also wie einer, der im Jahre 61 vor Christi Geburt ahnungslos vom Fortbestand der griechischen antiken Welt schwärmte, war ich ihm vorgekommen.

Aus diesem Brief hörte ich nur die liebenswürdige, sich zart ins Humanistische kleidende Kritik an meiner Verblendung heraus. Nur meine Jugend konnte entschuldigen, daß ich so ahnungslos und grausam sein eigenes Deutschlandgedicht gegen ihn gewendet hatte und die Wunde des Exilierten noch vergrößern half.

Als ich Anfang 1940 ihm meine Rückkehr meldete, wurde ich gleich von ihm begrüßt, diesmal mit fliegenden hochgemuten Worten. Er konnte wieder arbeiten; keine Untergangsstimmung mehr, keine gestorbenen Mündler. Voller Schaffenslust setzte er sein Werk fort:

Das nenne ich einmal eine herzerfreuende Nachricht. Ich muß sagen, daß ich in großer Sorge war und betrübt, daß Sie Ihre jungen Jahre in einem französischen Gefangenenlager verbringen mußten. Denn daß Sie dort waren, schien mir sicher.

Nun da es überstanden ist, wird es wohl interessant und ein lohnendes Erlebnis gewesen sein. Es tut mir wirklich leid, daß Sie nicht hierher kommen konnten, denn Briefe können einen mündlichen Bericht nicht ersetzen.

Mir geht es vortrefflich . . . Für mich ist das Unangenehme, daß ich seit mehr als zwei Monaten am Schreibtisch sitze über der Ausarbeitung des Buches, dessen erste Niederschrift ich aus Deutschland mitgebracht habe. Darin muß ich nun eine mehrwöchige Pause machen, die ich nur mit maschinelltem Abschreiben des Vollendeten ausfüllen kann.

So ist mein Glück, nicht in Deutschland zu sein, unermesslich, denn dort zu arbeiten wäre völlig unmöglich – und es sind nicht die unbedeutendsten Werke, die im Exil entstanden.

Noch atemloser und glücklicher war die etwas spätere Nachricht vom 18. Februar 1940:

Nur diesen Gruß als Dank mit der Nachricht, daß ich zur Zeit nicht schreiben kann, da die Vollendung meines Buches mich ganz beansprucht. In 10 Tagen hoffe ich am Ende

zu sein; dann habe ich 550 Maschinenseiten, entsprechend 1200 geschriebenen, mit der Hand und auf der Maschine geschrieben, nebenher auch gedacht; bin daher nun etwas müde!

Der Krieg in Europa trat in seine zerstörerische Phase ein. Menschen, Bibliotheken, Städte gingen zugrunde. Was würde noch und in wie vielen weiteren Jahren alles vernichtet werden? Ob das wirklich der einzig mögliche und richtige Weg war, um sich Hitlers zu entledigen und seine Zerstörung der Menschlichkeit aufzuhalten, wie ich bisher geglaubt hatte? Schaeffer schien recht zu behalten und von seiner im leidenden Grübeln gewonnenen Position aus mit einer gewissen erkenntnisbefriedigten Genugtuung der Erfüllung seiner Vorhersage zusehen zu können. Aber daran dachte ich nicht, als ich ihm von meinem Entsetzen über die europäische Zerstörung und meine Bedenken über den Krieg als beste Lösung schrieb. Am 24. Mai 1940 erhielt ich, zum erstenmal ohne jede Anrede und ohne Schlußwendung, den seltsamsten aller Briefe:

Auf dem Tische vor mir steht das Bild eines kleinen lieblichen Mädchens, das auf dem Rücken liegend zu schlafen scheint. Aber es wird niemals aufwachen.

Vor diesem Bilde leb' ich. Denn es ist mein Kind, gestorben irgendwo in Frankreich von einer deutschen Bombe.

Es tut mir leid, Ihren Schmerz um den Verlust Europas in diesem Augenblick nicht nachfühlen zu können.

Schaeffer.

Mir aber kam der Brief nicht seltsam vor. Er war besonders schön, fast wie mit Unzial geschrieben, im Stil meisterhaft. Die offensichtliche Feindseligkeit wollte ich überhören, denn nichts, mußte ich mir sagen, darf von eigenen Gefühlen laut werden bei dem Schmerz eines Vaters, der soeben auf so furchtbare Weise seine kleine Tochter verloren hatte. Sie war vielleicht aus erster Ehe, und er hatte sie in Frankreich zurücklassen müssen. Es konnte mir nicht klar sein, warum der Schmerz über den Verlust Europas ein rohes, in diesem Augenblick offenbar brutal wirkendes Gefühl war, das dem Schmerz über den Verlust eines in Europa umgekommenen Kindes völlig entgegengesetzt war. Ich konnte nur versuchen, einem so schrecklich heimgesuchten Freund mein Beileid auszudrücken.

Damit war meine Beziehung zu Schaeffer abgebrochen. Ich hörte nichts mehr von ihm. Ich dachte mir, wer sein Kind verloren hat, dem wird alles andre zu Asche: Bücher, Menschen, Freunde.

Die Jahre vergingen, der Krieg war vorüber, ich war längst nicht mehr in Cincinnati, sondern in dem schönen Princeton. Eines Tages, Ende Juni 1946, da ich eben in Michigan war, erreichte mich ein Brief, dessen schöne Unzialschrift mir bekannt vorkommen wollte und die ich doch nicht gleich mit einem Menschen verbinden konnte. Da las ich:

Vor einiger Zeit mußte ich Ihrer mit solcher Lebhaftigkeit gedenken, daß ich einer mir nahestehenden Person von Ihnen erzählte; wenige Tage später fiel Ihr Name von den Lippen meines Freundes K., der Sie bei Ch. Z. getroffen hatte. Dies hübsche Zusammen-

treffen nötigt mich geradezu, Ihnen zu schreiben, um Ihnen – nach so vielen Jahren – den Grund meines damaligen Verstummens zu erklären, was nun möglich ist.

Sie hatten mich recht enttäuscht. Nachdem ich Ihnen in Croton den Untergang Europas vorausgesagt hatte, schrieben Sie mir aus Basel, diese prächtigen Bürgerbauten stünden für ewig da; aber als Sie vom Konzentrationslager persönlich getroffen waren, hieß es: nun ist die Kultur Europas dahin. Und dann schrieben Sie mir aus diesem Land, was mich tief verletzte: in diesem Krieg sei auf keiner Seite das Recht (was sich inzwischen auch bewahrheitete). . .

Ich schloß daraus – möglicherweise mit Unrecht –, daß Ihnen die Vernichtung des deutschen Nihilismus und Sadismus gleichgültig sei; daß Sie auch für den grenzenlosen Jammer kein Herz haben wollten. Um Ihnen zu zeigen, in welchem äußersten Maß ich dagegen an dem Leiden teilnehmen wollte, schrieb ich Ihnen: ich hätte das Bild eines in Frankreich getöteten (also französischen) Kindes vor mir stehen; und dies Kind sei (so gut wie) mein eigenes Kind.

Da kam nun das wirklich tragische Mißverstehen, daß Sie mir Ihre Teilnahme an dem Verlust meines Kindes aussprachen (mir immer noch unbegreiflich, da Sie meine Kinder in Croton gesehen hatten).

Und was nun? Ihre Worte waren so echt von Mitgefühl – konnte ich darauf sagen: es war nur ein angenommenes Kind? Konnte ich aber das nicht sagen, so konnte ich gar nichts sagen und blieb daher schweigend. Das war mir besonders peinvoll, als auch Ihre Frau Mutter dann schrieb; ich sehe leider erst heute, daß dies mir die Möglichkeit einer Aufklärung bot.

Das ist nun nicht zu ändern. Aber ich wäre wirklich sehr froh, jetzt von Ihnen zu hören, besonders daß ich mich damals geirrt habe.

Eine Siebenjahrs-Periode ist um; das ist's wohl . . . Ich bin 60, bin – abgesehen von den Nerven – gesund und noch keineswegs alt, obwohl zerlitten bis an die Grenzen des Möglichen; dazu sehr einsam. Meine Arbeit hat Fortschritte gemacht, auch ein großer und besonders schöner Roman ist entstanden. Aber das Leben in diesem Land ist für mich eine Unmöglichkeit . . .

Also der Brief mit dem symbolischen Vaterschmerz war eine pädagogische Finte gewesen. Ich hatte, das stellte sich jetzt heraus, ihn insgeheim schon längst damit gereizt, kein wahrer Jünger des Untergangs werden zu wollen. Ich hatte das Verhältnis des Dichters zur Sprache unterschätzt, als ich nicht bemerkte, daß er durch das historisch unumstößliche Latein einen letzten Versuch ins Absolute unternahm, um seiner Geschichtskonstruktion Geltung zu verschaffen. Da beschloß er denn, den Unzulänglichen mit einem Symbol zu erschlagen. Aber solche Symbole kannte ich nicht, und die wirkliche Beziehung selbst wurde dabei erschlagen. Er hatte, so fand ich es beim Lesen dieses Briefes, mit dem Entsetzen poetischen Scherz getrieben. Das bedenklichste aber schien mir, daß ein Dichter und Menschenschilderer so wenig Zugang zu einem anderen Menschen finden kann, daß er einem Zwanzigjährigen übelnimmt, wenn der an das völlige Versinken der Welt, die ihn geformt hat, nicht glauben will; und daß er es diesem überforderten jungen Mann dann als gedankenschwachen Widerspruch ankreidet, daß ihm nach einem bösen Aufenthalt im Konzentrationslager dennoch der Satz vom Untergang der Kultur unter die Feder läuft. Wie konnte man dort, wo es nur auf Bewältigungen ankam, die jeder auf seine Weise mit sich abzumachen hatte,

einfach mit Gekränktheit reagieren? Ein hassender Dichter, ein verachtender, ja auch ein erzieherisch-verstoßender Dichter war wohl verständlich, ein gekränkter aber undenkbar, denn das hieß, daß er andre Menschen nicht verstand, weil er nur selber verstanden sein wollte.

Der Brief war wie ein Schlüssel zur ganzen Dichtung Schaeffers. Das Edelgeformte, sprachlich Geschmeidige, der Themenreichtum, die vielen Beziehungen zum Mythischen, diese Fülle von nobel erdachten, künstlerisch und religiös erregten Gestalten, die klingenden Verse, es waren alles Ichformen, aber keine Weltformen. Wer ihn wörtlich nehmen wollte, mußte ihn mißverstehen, da alles immer anders gemeint war. So konnte es wohl kommen, daß ein Dreiundfünfziger seine gesamten früheren Bücher nicht mehr gelten ließ. Er hatte zu viele schöne Symbole in ihnen verbraucht und düsterte nun nach neuen, noch schöneren, noch tieferen, noch wesenloseren.

Wie zeigte nun auch sein bewegendes Abschieds- und Verheißungsgedicht seine schwache Seite. Die letzten drei Strophen lauten:

ICH bin bei dir. Fürchte dich nicht trüber,
Als die Erde will, du mein Gebilde.
Fürchte nicht, daß ich dich je verlasse.
Gib mir deine Hand, daß ich sie fasse.
Sieh, ich wandle übers Meer herüber,
Und ich leite dich an ein Gefilde.

Gib mir deine Hand, daß ich sie fasse.

DIR wird Heimat sein. Dir will die Liebe
Wieder eine goldne Schwelle legen,
Über der die Kinder deiner Liebe
Spielen. Wo sich ihre Füße regen,
Wird das Dach von Engels-Echo klingen.
Sei gehorsam. Denn dir will die Liebe

Wieder eine goldne Schwelle legen.

ZEIGEN WILL ich dir die neue Erde.
Du bezeichne sie mit deinem Blute.
Denn ich kann dir Nichts verleihn und geben:
Du erzeugst es denn in deinem Mute
Und gebierst es dann aus deinem Leben.
Sieh, ich zeige hin – du geh und werde!

Wie unbezwungen und unbesungen lag die amerikanische Exilwirklichkeit diesem großen Lebensfazit gegenüber. Nicht mit „Blut bezeichnen“ mußte er das neue Land, nicht um Gottesgehorsam ging es in diesen ungeheuer schweren Jahren, die er nun auf sich nahm. Nicht von Engels-Echo der geliebten Kinder klang das Dach, sondern, grausamer Witz der Wirklichkeit dem schönen Symbol gegenüber, darum, daß der Kinderlärm im leichtgebauten amerikanischen Holzhaus ihn um seine Nervenkraft brachte. Was ihn

wirklich hier erwartete und worunter er erliegen mußte, waren so grundlegende Dinge wie Englischlernen (mit der damit verbundenen Gefahr des Selbst- und Sprachverlustes), einen Lebensunterhalt finden, sich die Achtung seiner ihn erhaltenden Frau bewahren, nicht an der Anonymität zugrunde gehen, schöpferisch bleiben, zu lernen, mit Brandgeruch behaftet durch optimistische Wohnzimmer zu streichen. Das war die Wirklichkeit. Davon hätte das Gedicht im März 1939 handeln müssen, wenn es ein Lebensdokument hätte werden sollen, das auch heute noch jene Zeit und seine Existenz, die es formen wollte, aufrufen könnte. Aber er hatte die Wirklichkeit nicht erhellt mit Hilfe des Symbols, sondern sie damit zugedeckt. Dabei ist es nicht etwa die höchst kunstvolle Versform, die akrostische Verschmelzung, die dem Gedichte schadet. Wieviel kunstvoller ist doch Brentanos:

Einsam will ich untergehn,
Keiner soll mein Leiden wissen!
Wird der Stern, den ich gesehn,
Von dem Himmel mir gerissen,
Will ich einsam untergehn,
Wie ein Pilger in der Wüstel!

Einsam will ich untergehn
Wie ein Pilger in der Wüstel!
Wenn der Stern, den ich gesehn,
Mich zum letzten Male grüßte,
Will ich einsam untergehn,
Wie ein Bettler auf der Heide!

Und so fort durch acht Strophen, die alle echte Existenzsymbole enthalten, während Schaeffer, sich vor seiner drängenden und berechtigten Angst fürchtend, nicht diese Angst, sondern nur die sie übertönende Beschwichtigung dichtete. Das Brentanosche Gedicht steht in einem der schönsten Brentano-Auswahlbände, die Schaeffer für die Inselbücherei veranstaltet hat.

Als er meinen Beileidsbrief erhielt, nahm ihn das Symbol beim Wort, gewiß ein furchtbarer Augenblick im Leben eines Dichters, mit dem er aber immer rechnen und dem er gewachsen sein muß. Wie hätte er jetzt zurückschreiben können: „Halt, es war ja gar nicht mein Kind. Ich habe Sie aufs symbolische Glatteis geführt, und nun sind wir beide darauf ausgeglitten.“

Und nun verlangte er auch noch als Hauptinhalt meiner Antwort eine politische Rechtfertigung. Hatte er wohl meinen ersten Brief vergessen? Oder glaubte er, daß auch ich nur in unverbindlichen Symbolen gesprochen hatte und nur rein symbolisch in Amerika lebte?

Aber es war doch ein schöner Brief und traurig durch die furchtbare Einsamkeit, die aus ihm sprach. Er mußte beantwortet werden. Aber lange Zeit wußte ich nicht wie, ohne ihn zu verletzen und ohne auch den Anschein zu erwecken, als sei ich, durch eine Siebenjahrs-Periode mystisch verändert, nun fähig, die alte Beziehung genau da weiterzuführen, wo sie aufgehört

hatte. Endlich schrieb ich ihm, nach mehreren Konzepten, die solch ein schwieriger Brief verlangte. Folgende hilflose Sätze finden sich in einem verworfenen Konzept:

Wie froh war ich, daß sich ein Rätsel und Mißverständnis löste. Ich habe Ihrer in der Zwischenzeit nie anders als mit Dankbarkeit gedacht. Hatten Sie mich doch damals sehr freigiebig beschenkt. Es ist traurig, wie es nun offenbar geworden ist, wie wenig dieser Krieg ein „heiliger Krieg“ war, wie er es doch hätte werden müssen. Aber Ihre Schlußfolgerung von damals auf meine Einstellung bleibt mir unverständlich, so sehr, daß ich nicht einmal unternehmen kann, mich zu erklären.

Sieben Jahre sind eine lange Zeit. Ehe man da wieder ganz natürlich die rechten Worte fände, müßte man sich eigentlich erst wiedergesehen haben. Falls Sie einmal nach New York kämen . . .

Ich kann mir wohl denken, daß der Roman, den Sie eben geschrieben haben, besonders schön und wichtig ist, da er ja sicher Seite für Seite einer bedrückenden Ungunst abgetrotzt wurde, gespeist von den wirklichen und geheimsten Vorräten.

Aber das gefiel mir nicht. Ich fand den Ton allzu unpersönlich und beinahe abweisend und den letzten Passus über den Roman allzusehr gefüllt mit geheimer Kritik. Vermutlich fiel der wirklich abgeschickte Brief schließlich doch herzlicher aus, denn ich erhielt sehr bald die Antwort:

Schönsten Dank für Ihren erfreulichen Brief. Auch ich hatte gedacht, daß wir uns bald sehen könnten, und es tut mir leid, daß nun gerade Ferien sein müssen. Vergessen Sie nicht, mir zu schreiben, wenn Sie wieder in der Nähe von New York sind. Ich komme jede Woche in die Stadt.

Herzlich der Ihrige

Schaeffer.

Wenige Tage später kam der letzte Roman, von dem er geschrieben hatte. Er hieß *Rudolf Erzerum* und spielte zu Anfang des 19. Jahrhunderts. In eine Gruppe von Menschen, deren Schicksale wie durch einen Schleier sichtbar werden, tritt dann plötzlich Heinrich von Kleist, von dem man aber nicht recht weiß, ob er nur ein Namensvetter des Dichters ist. Er hatte die Bildungsatmosphäre gewahrt; es war kein Zeitroman, von keinem Amerika durchsetzt. Ganz hauchzart, kaum zu sehen, fand ich eine bleistiftgeschriebene Widmung auf dem Vorsatzblatt. Die Landschaft darin war schön. Auf sie bezog sich denn auch mein Dank für das Buch, auf den ich dann keine Antwort mehr erhielt.

Wenn man den *Helianth*, in der von Schaeffer selbst hergestellten gekürzten Fassung, wiederbelebte, würde sich wohl herausstellen, daß das Buch mittlerweile schon wieder mehr als nur veraltet ist, daß es schon historisch geworden ist und zu den bedeutenderen Büchern gehört, die eine Epoche bezeichnen, zwar wohl nicht als gültige Spiegelung der Welt, aber als eine der vielen Ichbezogenheiten, die als Summe die Zeit vor dem ersten Weltkrieg als Bildungswelt darstellen.

Schaeffer ging 1952 nach Deutschland zurück und starb, eben als sich ihm neue Lebensmöglichkeiten öffneten, unerwartet in der Straßenbahn an einem Herzschlag.

Ein Tag

Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dich selbst aushalten in vier geschlossenen Wänden ist nach dem frommen Mathematiker von Port Royal alles. Aber ich will ein härteres Experiment. Da ist nicht nur der Weg durch die Tür. Da sind die Augen und die Wünsche und heimlichsten Lüste. Da sind viele Hintertüren.

Ganz und in jedem Sinne zu bleiben. Auch nicht dorthin, wohin der Fromme aufblickt.

So ein gewöhnlicher Tag ist das Maß. Was er enthält, ohne die Geschenke des Schicksals und die Zaubereien des Zufalls. Was machst du aus acht mal sechzig Minuten, wenn dich niemand braucht und du keine Pflichten hast und du weder hoffst noch fürchtest. Ohne diese Entschuldigungen zu leben, ohne Arme, in die du dich fallen lassen kannst, ohne Fäuste, die dich antreiben. Wünsche sind nur Vorwände, und Ängste sind nur Vorwände. Nur unbewegtes Wasser spiegelt die Wahrheit. Das wissen nur die schwermütig gewordenen Reichen.

Drehe nicht gleich die Lichter an am Abend, wenn die Dunkelheit langsam aus den Ecken kriecht. Warte. Da kommt niemand. Auch keine Eule. Aber das Experiment: Ich stelle das Dasein unter die gläserne Vakuumhaube und pumpe alle Zukunft und Vergangenheit heraus. Wie benimmt es sich dann?

Nachtstunde am Schreibtisch

Am Schreibtisch aufblickend, am schwarzen Fensterkreuz vorbei, von der Dunkelheit abgewiesen, mit einem Ohr voll Gesicht, liebe ich das Paffen der Lokomotive vom nahen Bahnhof, wo man bei Nacht die Wagen verschiebt; im gelb herabhängenden Licht schmutziger Lampen, um die ein Wirbel von Schnaken kreist. Und ich warte von fern auf das Brummen der Bremsen, bevor die Wagen ineinanderstoßen, einer nach dem anderen.

Große Lokomotive mit den erschreckten, erschreckenden Augen und dem weißen Dampf zwischen den Zähnen, langsam sich bewegend, gutwillig und die Kinder nachahmend, die am Tage auf dem Platze „Eisenbahn“ spielen. Dein Bremsen dröhnt wie das eingesperrte Brüllen von Ochsen.

Ich liebe das Geschiebe auf den Geleisen dort drüben, bevor ich mit müden, brennenden Augen die Hand auf das Buch lege und mich zum Schlafen kehre.

Nachdem die Freunde gegangen sind

Nachdem die Freunde gegangen sind, bleibt nur das Schweigen zurück. Die Verlassenheit der Stühle gafft, und die zerknitterten Kissen enthalten noch leere menschliche Form. Die Zigarettenstummel sprechen von der Häßlichkeit unseres Verbrauchs. Die Uhren ticken wie dumm in die vorausliegende Unendlichkeit hinein und werfen uns die kleingehackten Stückchen zu.

Wie lange dauern die Gedanken, die man mit den Freunden zusammen erreicht? Kaum bis zum nächsten Morgen. Der ist kalt und ungläubig.

Etwas wird nie ausgesprochen, und Gedanken sind wie Gesichte; die vergehen langsam vor den Augen.

Ich werde nicht aufstehen, um das Feuer zu erneuern.

Die letzten Scheite verglimmen, und die Kälte kriecht aus dem Boden. Lange noch hält uns die Gunst der Sinne, wenn die Gedanken schon klagen.

Langsam wachsen alle Dinge von dir weg. Selbst der Freund, dessen Abschied dir diese Einsamkeit brachte, könnte sie darnach nicht mehr ausfüllen.

Draußen streichen wilde Hunde um das Haus.

Werke und Tage

Die unausgeschlafenen Morgen, die mit überheißem Kaffee geheilt werden; jener Sturz in die Nüchternheit der Arbeit mit dem Ölgeruch der Maschinen. Trockener Hals und sauberer Kragen. Nach zwei Stunden die erste Erinnerung an den gestrigen Abend.

Die Tage, die nichts enthalten, weder Erwartung noch Erinnerung. Und die anderen, die voll Unheil sind wie der Augenblick nach dem Autounfall, auf die flache Straße gestürzt und der süße Geschmack von Blut im Munde: Ein Minimum von Sein dann, gerade noch genug zu registrieren: Ach so, also nun bist du es.

Die ungeheure Anstrengung, weiterzudenken. Warum ist es schwer zu denken? Warum geht unser Gefälle hinab? Ich wäre bereit, nicht mehr zu sein. Aber da wölbt sich der andere wie ein roter zuckender Muskel auf dem Marmor.

Und die Tage voll Halbheiten, Spielereien, die flatternden Nichtse, über die wir uns erst schämen am Abend mit der Feder vor dem Tagebuch.

Der Kirchendiener Leopold Tschotka in Triglau war das wohlgelungene Produkt einer vielgerühmten preußischen Erziehung jener zweisprachigen Oberschlesier, die man heutzutage auch Autochthone nennt. Leopold Tschotka zeichnete für alle praktischen Dinge des Lebens jene Akkuratesse und Korrektheit aus, deren sich patriotische Landräte, brustgeschwellte Gendarmen, unterwürfige behördliche Bürogehilfen und nicht zuletzt rührselige, aber phantasieerkrankte Lehrer als ihrer ausdrücklichen Leistung fürs geliebte deutsche Vaterland gern rühmten oder rühmen. In Leopold Tschotkas Kramladen drängten sich die Waren zwar eng im Raum, standen aber, lagen oder hingen nach strengster Ordnung auf ihren zugewiesenen Plätzen mit selbstverständlicher, preußisch klassischer Tuchföhlung. Eine blitzblank Front und internationale Handelskulisse an Bunzlauer Töpfen, Petroleum für Funzen, Kandiszucker, Ingwer, Zimt, Johannisbrot, Schuhwichse, Abziehbilder für Kinder, Limonaden, amerikanischem Affenfett, russischen Peitschen, polnischem Speck, preußischen Brummeisen, deutschem Studentenfutter, slowakischen Holzpantinen, türkischem Pfeffer, serbischem Knoblauch, ungarischen Würsten, cubanischem Kanaster und viele anderen nationalen oder internationalen Spezereien, welche in ihrer Gesamtheit den Bauch einer Triglauser Menschheit, dazu einer knechtischen Kozybanerbande vom benachbarten Dominium Popleite füllen mochten. Leopold Tschotkas Kontobücher fanden ohnehin die Bewunderung Hochwürdens.

Es war zwischen den Eheleuten Tschotka und Pfarrer Franziskus Sonnek insgeheim ausgemachte, allgemein nicht bekannte Sache, daß Hochwürden in regelmäßigen Abständen Einsicht nahm in diese peinlich sauberen Kontobücher. Aus Gründen eines von Hochwürden erdachten, gewissermaßen caritativen Systems einer sozialen Hilfe, wonach die ärgsten Posten dieser Kontoschuld Pfarrer Sonnek aus eigener Tasche vergütete, oder hierzu irgendwelche Mittel aus kirchlichem Opferstock frei machte. Dem Geschäft der Eheleute Tschotka entstand durch dieses Kreditsystem gegenüber der knechtischen Kozybanerbande vom Dominium Popleite demnach nur ein geringes Risiko. Im Gegenteil empfahlen sich die Eheleute Tschotka hierdurch Hochwürden und der Christenheit als Wohltäter, der ewigen Seligkeit obendrein als Anwärter zur rechten Hand Gottes, um allerdings einen gewissen Rest der Schuld entweder in den Schornstein zu schreiben, oder schließlich mit Lammesgeduld nach und nach von dieser knechtischen Kozybanerbande doch noch einzutreiben. Diese Kozybanerbande vermehrte sich kaninchenhaft und wurde durch Beate Tschotka von der Nabelschnur entbunden. Ihr Hebammentum betätigte das fromme Eheweib des Kirchendieners ohnehin aus christlichem Pflichtbewußtsein ohne Eigennutz oder irgendein Entgelt, während Pfarrer Sonnek hiermit ein gewisses Tatchristentum betätigte, als vielbewunderte, aktuelle Forderung radikaler Sozialisten, gegenüber fatalen Lippenbekennt-

nissen pharisäischer Frömmlinge, die damals wie heute das Vaterland gern hochleben lassen, weil es nichts kostet und obendrein noch etwas einbringt.

Um ihre christliche Tätigkeit und Hebammenkunst war Beate Tschotka weit und breit stark bewundert. Ihr einziges Kind war Robert, ein bereits erwachsener Sohn und stolzer Maschinist hinter dem Walde, bei den deutschen Ingenieuren in den gewaltigen Kohlenindustrien von Concordia.

Jene unfassbare elektrische Kraft, die leere Förderkörbe in die Tiefen stieß, vollbeladen aus den Tiefen schleuderte, über Hängebahnen zu Kokereien, Hochöfen, Stahlwerken, Walzen und Pressen fortbewegend, wurde im Maschinenhaus geheimnisvoll erzeugt, und hier war Robert Tschotka aus dem Dörfchen Triglaw ein stolzer Maschinist. Jene unfassbare Kraft, zuletzt gewaltige Kräne durch die Lüfte schwenkend, mit Wagenladungen an Schrott, Kokillen und Stahlblöcken traumhaft spielend, dazu mammutartige Bunker voll glühender Erzmassen drehend oder kippend, wirkte feierlich aus diesem ehrfurchtgebietenden Mittelpunkt aller Werkanlagen von Concordia. Dieses Maschinenhaus war ein Wunderwerk menschlichen Geistes. Sinnverwirrend gleißend im labyrinthenen Gestänge. Überflutet von strahlendem Licht, das in geringsten Winkelchen blitzblank vor Sauberkeit erglänzte. Ein Mittelpunkt des nackten Zweckes, zu dessen Behuf sich kaum ein menschliches Wesen blicken ließ.

Hier triumphtierte eine vollkommene Mechanik des aufdämmernden Jahrhunderts, und dieses Zentrum titanischer Urkräfte hatten die deutschen Ingenieure auf Empfehlung Friedrich Schlenzogs, des Ingenieurs aus Triglaw und Sohnes des alten fürstlichen Hufschmieds, Robert Tschotka anvertraut, dem Sohn der Eierhändlerin, Frau des Kirchendieners und Krämers, Tante der Chlapustina Dreihaupt und Hebamme der hungrigen Kozybanerbande vom Dominium Popleite.

Robert Tschotka, ein einfacher Mann aus dem oberschlesischen Volk war Maschinist und unmittelbarer, stolzer Herr einer von deutschen Ingenieuren erdachten Alchimistenküche industrieller Kühnheit. Sein Befehlsstand war eine gläserne Kanzel, als Erker über diesen gleißenden, strahlenden, surrenden, tickenden Rotationen. Aus dieser gläsernen Kanzel überschaute Robert Tschotka jedes Winkelchen seiner Macht und Herrlichkeit, wo Schwungräder, Kreisel, Kolben und Transmissionen sich nach seinem Willen bewegten und durch seinen Handgriff stillzustehen hatten. Robert Tschotkas Auge überwachte alles, was ringsum in rasendem Schwung rotierte. Voll majestätischer Würde thronte er in seinem Befehlsstand mit der Gebärde eines aufrechten Königs in einem stolzen Reich. Robert Tschotka erfaßte mit festem Blick alle Umdrehungen, die am Grundboden von Concordia das Motiv der Industrien anschlugen. Ruhig und mit großer Würde bediente er unzählige Schaltehebel, die zu seiner linken und rechten Hand aus gekachelten Wänden glänzten. All jene Geschwindigkeits-, Wärme-, Druck-, Höhen- oder Tiefenmesser. Rasende Geschwindigkeiten von Generatoren, Dynamos und Turbinen kontrollierend, aufnotierend, unbegreifliche Kräfte entfesselnd, die mit Urgewalt alle Schwerkraft aufzuheben schienen und selbst die Riesenkräne spielend

durch die Lüfte schwenkten. Für menschliche Begriffe manifestierte sich damit ein schier unbegreifliches Walten der Industrien von Concordia, als unvergleichliches Werk deutscher Ingenieurkunst. Und diese Ingenieure hatten ihre Errungenschaften einem simplen Manne aus dem Volke von Triglau anvertraut. Die Ingenieure hatten Robert Tschotka auserwählt und ausgezeichnet, er war sich dieser Würde voll bewußt, um seinen Ingenieuren blindlings zu gehorchen. Mit Robert Tschotka, dem Maschinisten aber gehorchte diesen deutschen Ingenieuren ein gesamtes Volk, dessen Armut sich hierdurch in ein Menschentum verwandelte, ähnlich der Verwandlung von Kohle in mancherlei unausdenkbare Wunder der Elektrizität. Und alle Leute von Triglau, sobald sie von Beate Tschotka, ihrer Hebamme sprachen, fügten regelmäßig und mit gewichtiger Hochachtung, ja Ehrfurcht hinzu, daß es Tante Beates Sohn sei, der die Maschinen der Industrien von Concordia kommandierte. Das vermeldeten die Leute von Triglau voll Bewunderung für diese Industrien, nicht minder aber auch zur Ehrenrettung der Sippe des grollenden Valentin Dreihaupt, so daß Beate Tschotka ihr Haupt höher recken durfte, um alle Mütter von Triglau, so auch jene der knechtischen Kozybanerbande um so sicherer ihrer Leibesfrucht zu entbinden. Mit geübten Handgriffen, genau so fest und zupackend, wie jene ihres Sohnes, der alle tausenden Maschinen von Concordia, wie Jesus Christus den Sturm auf dem See Genezareth, mit einer Handbewegung zu bändigen verstand. Ein derartiges, preußisches Pflichtbewußtsein steckte nicht nur dem Maschinisten Robert Tschotka in den Knochen, sondern auch seiner kreuzbraven Mutter, der Hebamme, nicht minder aber und vielleicht erst recht dem Vater Leopold Tschotka.

Leopold Tschotka handhabte seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, wie er es zuweilen gewissermaßen gedankenlos mit dem Prädikat verdammte recht unchristlich ausdrückte, in seliger Erinnerung an die preußische Kaserne, wo ihm als tüchtigem Rekruten Unteroffiziere und Feldwebel einen praktischen Ordnungssinn gehörig beigebracht hatten.

Auch in der Sakristei klappte alles wie am Schnürchen, und die Säulenheiligen entlang den Kirchenwänden standen korrekt ausgerichtet da, stillgestanden in Reih und Glied. Kirchendiener Leopold Tschotka duldet keine Faser und kein Stäubchen an seiner eigenen Kleidung, ebensowenig aber an den Figuren der Heiligen, mochten sie Petrus oder Jacobus heißen, Antonius oder Franziskus, Lukas oder Markus. Durch diese Weltanschauung und Lebenspraxis erfreute er sich einer höchsten Zufriedenheit Hochwürdens.

Daher war er wie vom Donner oder Schlag gerührt und verwunderte sich bis zur zitternden Erregung, als früh morgens das Kirchenportal sperrangelweit offenstand. Das war doch gegen alle überlieferte Ordnung. Er besaß doch die Schlüssel zur Kirche und ihm war durch Hochwürden ausdrücklich aufgegeben, die Türen zur festgesetzten Zeit zu öffnen oder zu schließen. So durchmaß er eiligen Schrittes die Kirche in der verängstigten Befürchtung eines frevlerischen Einbruchs. Sein prüfender Blick überflog alle Gegenständlichkeiten, ob sie noch vollzählig an ihren alten Plätzen stünden. Am Hochaltar zeigte

sich gottlob alles in Ordnung. Leopold Tschotka beugte vor dem Allerheiligsten das Knie, eilte in die Sakristei, wo auch nichts Ordnungswidriges zu entdecken war. Aber als ihn seine umfassende, prüfende Inspektion in den Beichtstuhl blicken ließ, schreckte er zusammen. Im Beichtstuhl saß Hochwürden völlig geistesabwesend da, als schliefe er am Ende, den Kopf schwer in die Hand gestützt. Aber Hochwürden hatte seinen Kirchendiener sofort bemerkt und winkte mit der Hand ab, ungestört bleiben zu wollen. Leopold Tschotka wußte freilich längst, wie peinlich genau Hochwürden in allen Pflichten war, und Leopold Tschotka beruhigte sich im frommen Hochgefühl einer Genugtuung.

Jetzt blickte er auf seine Taschenuhr und betätigte auf die Sekunde pünktlich für die Morgenandacht das Glöcklein im Turm, dessen Leine von der Decke hinab vor der Sakristei hing. Kaum war das Glöckchen ausgeschwungen, als Chlapustina Dreihaupt und Heinrich Schlensog die Kirche betraten, um vor dem Beichtstuhl niederzuknien. Da war doch sicherlich etwas Besonderes im Gange, dachte Leopold Tschotka und überlegte hin und her. Chlapustina und Heinrich waren nicht minder überrascht, als Hochwürden im Beichtstuhl sich räuspernd bemerkbar machte und bereitwillig zeigte, ihnen die Beichten abzunehmen.

Die Tochter Valentin Dreihaupts entwickelte vor dem Gitterchen Hochwürden unter vielen Tränen eine seltsame Geschichte. Von dieser Geschichte dürfte der Vater nie etwas erfahren, flüsterte sie dem Beichtvater flehentlich ins Ohr, denn dafür könnte er sie vielleicht am Ende ebenso totschiagen, wie einstens ihre arme Schwester Hedwig. Hochwürden erkannte blitzschnell alle gedanklichen Grundirrtümer der bedrängten Chlapustina gegenüber ihrem Vater. Chlapustina durfte freilich in allen mystischen Kategorien nicht ausgiebig bewandert sein, die den Vater zur unseligen Tat an Hedwig veranlaßten. Immerhin aber überdachte der Beichtvater alle merkwürdigen Assoziationen seiner Erlebnisse von gestern abend bis zu dem Augenblick unten im Dorf, wie auch oben auf dem Schloß.

Chlapustina flüsterte, daß sie seit Jahren für Tante Beate als Eierhändlerin tätig sei, wobei ihr vorgestern im Walde etwas Rätselhaftes begegnete. Das wäre zur gleichen Zeit geschehen, da auf der Landstraße in Richtung Schloß Fürstenkron prächtige Kaleschen galoppierten, mit vier Pferden voran, eine nach der anderen. Chlapustina hätte am Bildstock der Muttergottes mit ihrem prall gefüllten Korb voll Eier und Butter Station gemacht, unweit der Forellenanlagen des Barons Rothschild. Aus dem Gebüsch wäre ein sprühender Feuerballen gerollt, an ihr vorüber, hierfür wäre sie tief erschrocken und hätte sich bekreuzigt.

„Jesus Maria Josef“ hätte sie gestammelt und „Du arme Christenseele, was kann ich für dich tun?“ diesem Flammenzeichen entgegengerufen, das sich im Wald verlor. So erzählte es Chlapustina im Beichtstuhl, und sie behauptete fest und steif, daß das die irrende Seele ihres Schwester Hedwig gewesen sei, die einer betenden Hilfe bedürfe. Chlapustina hätte vordem in vielen Dörfern vorzüglich eingekauft und wäre in bester Laune gewesen. Unter dem Bild-

stock der Muttergottes am Wege wollte sie sich ausruhen und auf den Hufschmied Heinrich Schlenzog, ihren heimlichen Verlobten warten, mit dem sie hier wie üblich insgeheim verabredet war. Ihr Geld im Beutel hätte sie schleunigst überprüft gehabt und alles rasch in den Kitteln ängstlich verborgen, als ein altes Männlein des Weges daherkam. „Jesus Maria Josef“ hätte sie aufgeschrien. Das war ein seltsames, höchst geheimnisvoll tuendes Männlein mit langem, wallendem Vollbart im Gesicht, wie ein Rübezahl, und es schlurfte geradezu gespenstisch heran. Chlapustina habe die Gestalt angestarrt, die ihr einen frommen Gruß bot. Dieser Rübezahl wäre zögernd und ein wenig unsicher stehengeblieben, um zu nicken und beiläufig zu bemerken, daß die Zeiten schwer seien. Chlapustina hätte gebannt in diesem Gesicht geforscht. Daß die Zeiten schwer seien, könnte man wohl sagen, wäre schließlich ihre Antwort gewesen, und so ergab ein Wort das andere. Und auf diese Weise begann das Männlein mit Chlapustina ein umständliches Gespräch, von allerlei anspielenden Mienen und Gebärden begleitet. Scheu und vorsichtig wäre Chlapustina vor diesem Fremdling neben dem Bildstock ein wenig abgerückt, in fluchtartiger Absicht. Denn das Männlein machte Anstalten, sich niederzusetzen, unausgesetzt weiter jammernd über die schlechten Zeiten in der Welt. „Und ich dachte schon, Ihr seid der Rübezahl“, hätte Chlapustina gesagt. „Rübezahl“ kicherte das Männlein. „Ja, so könnte es hierzulande schon passieren“, wären dessen weitere Worte gewesen mit der neuerlichen Versicherung, wie schlecht die Zeiten seien. „Das machte alles dieser Satan da“, hätte Chlapustina schließlich vermerkt. „Welcher Satan denn?“ forschte listig das Männlein, „Na, der Gendarm Triglavsky“. Das Männlein hätte sich gewundert, daß Gendarm Triglavsky ein Satan sein sollte, und Chlapustina hätte diesen Rübezahl aufgeklärt.

Mit diesem Rübezahl müßte etwas Besonderes los gewesen sein. Und im Verlauf dieses Geredes hätten sich seltsame Gemeinsamkeiten ergeben. Chlapustina konnte sich beim besten Willen nicht erinnern, diesen Vollbart schon einmal gesehen zu haben. Dabei kannte sie jeden Hund, jede Katze, ja jedes Gespenst weit und breit in den Wäldern der verschiedenen Fürstentümer, Grafschaften und Baronien. Dieses alte Männlein wußte vieles, eigentlich alles, was man wissen konnte. Es wußte am Ende sogar, wer Chlapustina sei, um prompt den Namen ihres Vaters, Valentin Dreihaupt zu nennen und ihr auf den Kopf hin zu sagen, wann, wo, wie oft sie sich hier in den endlosen Wäldern mit Heinrich Schlenzog in Liebe vereinigte. Und dann hätte dieses Männlein nach der alten Bibel ihres Vaters gefragt. Dieser Rübezahl hätte von ihr gefordert, die Bibel dem Vater zu stehlen und hier in den Wald zu bringen, mit der Drohung, dadurch Schlimmeres zu verhüten.

Während dieser Begebenheit wären drüben auf der Landstraße immer mehr prächtige Kaleschen vorbeigeprescht, in Richtung Schloß Fürstenkron und das hätte den Rübezahl zu allerlei verwunderten Fragen veranlaßt, was denn wohl im Schloß Fürstenkron wieder im Gang sein mochte.

Chlapustina hätte sich dabei erinnert, wie sehr ihr Vater verwickelt sei in allerlei böse Dinge, die den Gendarmen Triglavsky interessierten. Aber da der

Rübezahl mit seinen Androhungen ganz gewiß etwas Böses im Schilde führte, wäre sie mit Heinrich Schlenzog übereingekommen, ihre Seelennot Hochwürden zu beichten, was sie hiermit um Jesu Christi willen tue.

Hochwürden hatte die Bekenntnisse Chlapustinas aufmerksam und mit unbewegter Miene angehört und ihr Absolution erteilt.

Nach Chlapustina betrat der Hufschmied Heinrich Schlenzog den Beichtstuhl, um in großen Zügen das zu wiederholen und zu bestätigen, was Chlapustina soeben unter Tränen entäußert hatte.

Ihn hätte dieses Männlein im Walde außerdem noch unter vier Augen aufgehalten mit dem Ansinnen, sich für einige Tage in den Kasemattenkellern der Schmiede seines Vaters in den Fundamenten von Schloß Fürstenkron heimlich einzuquartieren. Das hätte er angesichts gewisser Andeutungen um seine im Wald getätigten, intimen Beziehungen zu Chlapustina als Erpressung empfunden. Heinrich Schlenzog wollte kein Spion sein, der etwas aushorchen möchte, was die Fürsten oben im Schloß untereinander verhandelten. Und er wolle daher in dieser Beichte seine Seele entlasten. Hochwürden sagte zu diesen Anfechtungen nichts, stellte aber Heinrich Schlenzog lediglich seelenruhig die klare Frage, ob er Chlapustina heiraten wolle. Als Heinrich Schlenzog diese Frage eindeutig bejahte, wurden ihm die gleichen Bußgebete auferlegt wie vorhin Chlapustina und Absolution erteilt.

Zur weiteren Beruhigung Heinrich Schlenzogs vermerkte der flüsternde Priester, alles Weitere und Notwendige bei beiden Vätern zu veranlassen und in Ordnung zu bringen. Zum Schluß erinnerte Hochwürden Heinrich Schlenzog, wie vorhin auch Chlapustina, an die Heiligkeit des Beichtgeheimnisses.

Der alte Schmied Johann Schlenzog und Kriegskamerad Valentin Dreihaupts aus den Bismarckkriegen besaß drei Söhne. Emil, der älteste, war Kammerdiener des Fürsten Gero von Trygoloff auf Schloß Fürstenkron. Heinrich, der zweite, diente bis zur bosnischen Krise des Jahres neunzehnhundertacht als preußischer Soldat bei den Schweidnitzer Grenadieren. Von einfachem, einfältig-gläubigem Wesen war es für Heinrich ausgemacht, die väterliche Schmiede zu übernehmen, sobald er endlich ein Weib fände. Friedrich, der jüngste nun, war Ingenieur in den Industrien von Concordia hinterm Wald. In diesen mächtigen Industrien arbeitete auf Friedrichs Empfehlung hin, wie schon gesagt, auch Robert als stolzer Maschinist, der einzige Sohn des Kirchendieners Leopold Tschotka und der Hebamme, Tante Beate.

Heinrich Schlenzogs schwerblütiges, unbeholfenes, jähzorniges Naturell war allgemein bekannt. Dieser Behinderung zufolge, durch seinen Beruf eines Grobschmiedes vielleicht noch gesteigert in Erscheinung tretend, gelang es Heinrich nur schlecht, einer Frau zu gefallen. Seine Bekenntnisse im Beichtstuhl offenbarten dem Beichtvater gar manche Waldszene, die man gemeinhin nur als Triebhaftigkeit, ja als strafbare Vergewaltigung charakterisieren könnte. Mit dieser brutalen Nötigung jedoch zeigte sich Chlapustina ihm vollends und willig verfallen, und nun existierten zwischen beiden engste, intime Beziehun-

gen, die sich durchweg im Walde, unweit des Bildstocks der Muttergottes abspielten. Was einer ansonsten recht volkstümlich übertrieben funktionierenden Wachsamkeit, einer Klatsch- und Tratschsucht völlig entgangen schien. Pfarrer Sonnek, nunmehr genaustens im Bilde, schickte sich soeben an, diese rührend unbeholfene Liebesgeschichte in Jesu Christi Namen zu bereinigen und zu legitimieren.

In seiner Rolle als Ehestifter unternahm Hochwürden noch am gleichen Nachmittag einen Spaziergang durch die frostklirrende Winternatur. Er bewegte sich unter der schroffen Felsenkanzel des Triglav, wo aus der alten Felsenschmiede die Feuer magisch sprühten und die Männer lustig lärmten. Wie von ungefähr lenkte Hochwürden seine Schritte in die Schmiede hinein, vorbei an vielen herrschaftlichen Pferden, denen man neue Hufeisen verpaßte, und wo Heinrich die Lehrlinge und Gesellen anfeuerte ohnehin zur molligen Hitze von den Blasebälgen her. Im Hintergrund der Werkstatt fand Hochwürden den alten Meister neben einem Kasten voll Nägel. Draußen zwischen den Pferden lärmte Jung Heinrich um so theatralischer, während der Pfarrer mit geheimnisvollen Gebärden es unternahm, den alten schwerhörigen Schmiedemeister durch gewichtige Andeutungen unter sanftem Druck abseits zu geleiten, in die Finsternis der Felsenkasematten, um ihm vertraulich etwas von den neuesten Familieninterna zu eröffnen. Der alte Schlensog wunderte sich schon ein wenig, was den Pfarrer seine Familienangelegenheiten viel angehen sollten. Schon richtig, das war halt der Pfarrer, aber der alte Schlensog war kein übertrieben frommer Mann, obwohl er seine Kirchenpflicht streng zu erfüllen trachtete und einem Pfarrer kaum jemals zu widersprechen gewagt hätte. Die Chlapustina als Braut des Erben dieser Schmiede war ihm schon ganz recht und da der Pfarrer so offensichtlich seinen Segen für diese Bindung zu spenden bereithielt, nickte Vater Schlensog gütevoll zustimmend und fand alles in bester Ordnung. Mit spitzbübischem Lächeln sagte er Ja und Amen in Gottes Namen, denn er wollte ein verträglicher und gutmütiger Mann bleiben zeitlebens und Franzelpfarrer war ja nicht minder ein beliebter Seelenhirt. Hochwürden freute sich, daß alsdann alles in bester Ordnung lief, machte mit der Hand eine abschließend geheimnisvolle Gebärde, wonach über die Sache jedes weitere Wort überflüssig wäre. Um dieser Unterredung ihre Heimlichkeit zu bewahren, kroch Hochwürden mit gespielter Interesse sogar in den Kasematten herum, erkundigte sich nach Schloß und Riegel dieser unheimlichen Räumlichkeiten, aus denen der alte Schlensog gelegentlich den vom Gendarmen Triglavsky arretierten Valentin Dreihaupt in die Freiheit zu geleiten wußte, dem ahnungslosen Gendarmen zum gelungenen Schnippchen. Hochwürden visitierte gar den Hühnerstall, das fand der alte Schlensog denn doch unter der Würde eines Priesters. Es fehlte noch, daß Hochwürden die vielen störrischen Hühner nach Eiern befühlte, na na! Jedenfalls zog Vater Schlensog respektvoll die Mütze vom Schopf, als Hochwürden sich verabschiedete. Vater Schlensog geleitete ihn zwischen den Pferden hinaus, blinzelte Jung Heinrich vielwissend und launig an, und beide begannen alsbald ein umständliches Gespräch, wegen der auf priesterlichen Ratschlag ausgemachten Heirat.

Pfarrer Sonnek war in Gottes Namen weiterspaziert, vorbei am sumpfigen Mühlgraben und Einkehr haltend in der Lehmkate Valentin Dreihaupts. Als Vorwand diente ihm für diesen Besuch zur ungewöhnlichen Stunde die alte Bibel. Nach allem, was Chlapustina im Beichtstuhl geflüstert hatte, wollte er diese Reliquie wohlweislich vor einem Diebstahl sicherstellen und einige Zeit im Schutz der Pfarrei verwahren. Valentin Dreihaupt holte die Bibel aus dem buntbemalten Schrank, legte sie in die Hände Hochwürdens, der ihm auf dem Fuße gefolgt war und mit schonenden Worten aufmerksam machte, daß Chlapustina und Heinrich Schlensog zu heiraten beabsichtigten. Beiden fiel es in ihrem kreuzbraven, unbeholfenen Wesen schwer, hierüber zu sprechen, sie hätten daher um priesterliche Vermittlung gebeten. Dieser Entschluß begegnete sich ohnehin günstig, so daß es zu folgendem Fasching in Triglav zwei Eheschließungen in drei christlichen, gottgegebenen Häusern geben würde, einmal mit Lotte Mosler, der Tochter des Wirts vom Krug zum Alten Fritz mit Ingenieur Friedrich Schlensog, in der Schmiede also eine stolze Doppelhochzeit.

Nicht minder wie den alten Schlensog verwunderte es auch den alten Dreihaupt, was diese Einmischung des Pfarrers Gutes bedeuten sollte, da es doch nächstliegende Kindespflicht bliebe, sich vorerst an die Eltern zu wenden. Franzelpfarrer wußte den alten Dreihaupt diplomatisch zu beschwichtigen, in wohlweislicher Erinnerung an alle Düsternisse um den Totschlag Hedwigs. Hochwürden ließ durchblicken, daß die jungen Leute sich bereits einig wären und ihren Willen heut früh in gemeinsamer Beichte bekundeten. Der alte Schlensog hätte bereits Ja und Amen gesagt und wenn Valentin Dreihaupt ebenfalls Ja und Amen sagte, wäre alles in bester Ordnung. Valentin Dreihaupt nickte zustimmend sein Ja und Amen, nachdem es der hochwürdige Herr Pfarrer höchstpersönlich war, der sich um das Glück seiner Tochter bemühte. Der Zeitpunkt des Besuches war etwas ungelegen gewählt, denn Vater Valentin Dreihaupt hatte am frühen Morgen sein Schwein geschlachtet und war grad dabei, Graupenwürste zu fabrizieren, die weit und breit gerühmten sogenannten Krupniokes.

Einige Kozybanerkinder aus Dominium Popleite standen fröstelnd und notdürftig gekleidet herum, mit Krügen und angeschlagenen Behältern in Händen, wartend auf einen Schlag Wurst und Wellsuppe. Chlapustina, der Pfarrer Sonnek verständnisinnig und aufmunternd zuzwinkerte, häufte einen Teller mit Fleischstücken und Graupenwürsten voll und tischte es Hochwürden auf, der hiervon rühmend etwas kostete, danach einen unvermeidlichen, selbstfabrizierten Kartoffelschnaps Valentin Dreihaupts hinunterspülend und sich in Gottes Namen verabschiedend, mit seiner wohlgelungenen Mission vollauf zufrieden.

Nur kurze Zeit später bestimmte es jenes über dem Schicksal Valentin Dreihaupts unabwendbar waltende Fatum, daß Gendarm Triglavsky erschien. Ihn hatte der Teufel ausgerechnet zu dieser Stunde herbeizitiert auf seiner idiotischen Suche nach einem auf Schloß Fürstenkron anläßlich der Konferenz gestohlenen kostbaren Pelz des Fürsten P. Gendarm Triglavsky durchstöberte

Dachboden, Keller, Schuppen, Scheune und Stallungen ohne Ergebnis und hielt sich zur Entladung seiner angestauten Wut an das zergliederte Schwein. So suchte er auf den Schinken vergeblich die ordnungsmäßigen Stempel des Fleischbeschauers, nachdem Valentin Dreihaupt nicht daran gedacht hatte, Gastwirt Willem Mosler in dessen Eigenschaft als Fleischbeschauer zu holen. Einmal hatte Valentin Dreihaupt es gänzlich vergessen, zum anderen hielt er von einer solchen preußischen Ordnung und Hygiene sowieso nicht viel. Sie fügte sich nicht in seinen queren Kopf.

Gendarm Triglavsky beschlagnahmte daher dieses gesamte Schwein aus hygienischen Gründen. Nachtwächter Krulik schleppte es auf einem Handkarren ab, begleitet vom kreischenden Lamento Chlapustinas. „Die haben mir befohlen und ich muß gehorchen, denn Befehl ist Befehl“, kauderwelschte dabei in schlechtem Deutsch der Nachtwächter Krulik und zupfte sich die schnapsrote Nase. In fassungsloser Ohnmacht starrte ihm Chlapustina nach, wie er mit seinem Karren davonruckelte, und Chlapustina preßte ihre Lippen zusammen. Umständlich überdachte sie ihre Gewissenserforschung wegen dem geheimnisvollen Männlein im Walde und ihr entsprechendes offenes Geständnis im Beichtstuhl. Ihr Aberglaube war mächtig aufgerührt, und das Flammenzeichen aus dem Waldsumpf neben dem Bildstock mußte also eine Warnung gewesen sein vor den Bosheiten der Menschheit.

Gott im Himmel mochte wissen, was Gendarm Triglavsky überhaupt andauernd herumzuschnüffeln hatte. Angeblich suchte er einen kostbaren Pelz des Fürsten P., der auf Schloß Fürstenkron gestohlen worden sei. Diesen Pelz suchte Gendarm Triglavsky ausgerechnet in den Knechtsquartieren der Kozybanerbande von Dominium Popleite und im Anwesen des Valentin Dreihaupt. Vielleicht aber suchte Gendarm Triglavsky etwas ganz anderes. Vielleicht witterte er einiges um jene Dinge, die sich mit Chlapustina Dreihaupt und Heinrich Schlenzog im Wald begeben hatten, wofür Hochwürden den beiden im Beichtstuhl aber ausdrückliche Schweigepflicht auferlegte. Und Hochwürden dürfte über diese Dinge einiges mehr wissen, bestimmt mehr ahnen, was es mit der alten Bibel des alten Dreihaupt und den vielfältigen Notizen darin auf sich hatte, nicht minder mit der soeben glücklich bewerkstelligten, bevorstehenden Heirat zwischen Chlapustina und Heinrich, wie überhaupt mit dieser gesamten polnischen Irredenta und dem sogenannten Panslawismus, für deren Schalten und Walten alle Untertanen von Triglav, so auch Chlapustina, Heinrich, der alte Valentin Dreihaupt und die hungrige Kozybanerbande völlig unempfindlich waren, Gendarm Triglavsky dagegen garantiert zu töricht, am Ende gar zu borniert.

ERICH JENISCH

DIE ALBERTUS-UNIVERSITÄT ZU KÖNIGSBERG/PR.

Am Aufschlag ihres Rockes trugen die Königsberger Abiturienten „Alberten“ – kleine, goldglänzende Nadeln, die das Siegel der Universität zeigten: Herzog Albrecht, ihren Gründer, in ritterlicher Rüstung, das gezogene Schwert über der Schulter. Der krieglerische Charakter dieses Wappens behagte Melanchthon nicht. „Ich wünschte“, meint er, „das Symbol sei geeigneter für Wissenschaft und Kunst, aber jenes eisige Küstenland war immer rauh und krieglerisch.“

Doch vielleicht bringt gerade dieses Hoheitszeichen den Sinn der neuen Hochschule zum Ausdruck. „Wahrlich, den Rittern Gottes gebührt, mit dem Schwert des Glaubens fest zu streiten und beständig ohne alle Feldflucht bei Christo zu stehen“, hatte der Herzog seinem Bruder geschrieben. Deutet der Harnisch des Herzogs, des letzten Ordenshochmeisters, der 1525 den geistlichen Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum umwandelte, darauf hin, daß der Geist der alten Ordensburgen auch die neue Universität erfüllen soll, um von ihr aus das Land abermals mit christlichem Glauben zu durchdringen – diesmal jedoch mit dem neuen Glauben Martin Luthers?

Das neue Herzogtum, errichtet auf dem alten, vom Orden dem Christentum und der deutschen Kultur gewonnenen Kolonialboden, jetzt untertan einem deutschen Fürsten, blieb, wenn auch zunächst unter polnischer Lehnshoheit, ein deutscher Staat. Er sollte auch ein Staat lutherischer Konfession sein. Auf dem Reichstag zu Nürnberg 1523 war Albrecht durch eine Predigt Osianders, des ersten evangelischen Geistlichen in Nürnberg, dem lutherischen Glauben gewonnen worden. Luther selbst, den er im Geheimen aufsuchte, gab ihm wohl den Rat, den Orden aufzulösen und eine weltliche Herrschaft in Preußen einzuführen. Unter den Aufgaben, die sich dem jungen Herzogtum stellten, war diejenige der Heranbildung seiner Pfarrer, Lehrer und Beamten von besonderer Dringlichkeit. Denn abgetrennt vom übrigen Deutschland, umgeben von Gebieten fremder Nationalität und fremden Glaubens, mußte Preußen seine Landeskinder zum Dienst in der Verwaltung, den Kirchen und den Schulen selbst vorbereiten.

Seit dem Landtag des Jahres 1526, der die neue Landes- und Kirchenordnung festsetzte, war auch eine Neuordnung des Schulwesens unternommen worden, der jedoch kein befriedigender Erfolg beschieden war. Der akademische Nachwuchs wurde, mit Stipendien versehen, nach Wittenberg geschickt. Nur wenige kehrten in die Heimat zurück. Der Herzog erwog sogleich die Einrichtung einer Universität. Doch Poliander, einer der preußischen Reformatoren, warnte vor der übereilten Gründung einer Hochschule. Vielleicht würde es gelingen, Professoren für sie zu gewinnen – ob auch gute, sei eine andere Frage. Vor allem aber: Wer sollte sie hören? An Schülern, die reif für

eine Universität seien, mangle es in Preußen. So kam 1541 zunächst die Gründung eines „Partikulars“ zustande, eines akademischen Gymnasiums, an dem neben den „lößlichen freyen Künsten“ auch Theologie, Rechtswissenschaft und Medizin als Vorbereitung für den Besuch der Universität gelehrt wurden. Die Errichtung der Universität selbst sollte als zweiter Schritt später folgen.

Früher, als ursprünglich geplant, wurde sie vollzogen: die Gründungsurkunde trägt das Datum des 17. August 1544. Nach Prag (1348) und Wien (1368) war Königsberg die dritte Universität im ostdeutschen Randgebiet. Vier Jahrhunderte hindurch bildet sie, dem deutschen Geist, dessen Strömungen sie durchfluten, aufs engste verbunden, den geistigen Mittelpunkt des deutschen Nordostens. Die Kraft, die ihr Wesen und ihre Gestalt bis weit ins 18. Jahrhundert hinein bestimmt, ist ihr Luthertum. Doch zeigt sich ihre Geschichte auch mitbestimmt durch die Mächte des Raumes und der Zeit, in denen sie sich verwirklicht: durch die geographische Lage Preußens, die Zusammensetzung seiner verschiedene Sprachen sprechenden Bewohner, durch die politischen Energien, sowohl durch die, welche im Lande wirken, als auch durch jene, welche von außen her darauf einwirken, durch die neuen Bildungsmächte und die besonderen Glaubensformen, die von Westen her vordringen und mit denen sie sich in erbitterten Kämpfen auseinandersetzt. Alles das prägt ihre geschichtliche Gestalt ebenfalls. Vieles, was heute als „nur zeitbedingt“ erscheint, war einst bestimmendes Element ihres Daseins. Auch Menschliches, das bald als menschliche Größe, bald als menschliche Schwachheit, als menschliche Weite und menschliche Enge sich zeigt, formt ihr Geschick. Immer jedoch vollzieht sich die Geschichte der Universität in engem Zusammenwirken mit den staatsbildenden Mächten in Preußen. Als dieser Staat zusammenbricht, ist die ihr entströmende geistige Kraft ein wesentlicher Teil der Energien, durch die der Staat neu entsteht. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts behält sie ein eigenes Gesicht, später nimmt sie die Züge an, die für die Universitäten im wilhelminischen Deutschland kennzeichnend sind. Das Jahr, in dem sie ihrer Gründung vor vierhundert Jahren gedenkt, wird zum Jahr ihres Untergangs: die Zerstörung des Hitler-Reiches zerstört auch sie.

Unmittelbar neben dem Dom, auf der Pregelinsel des Kneiphofs, erhielt die Universität ihr bescheidenes Haus. Melanchthon und Camerarius, sein Freund, nach dem Tode des Erasmus der bedeutendste Philologe des deutschen Humanismus, der die Neuordnung der Hochschulen in Tübingen und Leipzig durchgeführt hatte, berieten den Herzog bei ihrer Einrichtung. Wittenbergs Geist erfüllte sie. Die Wittenberger Universitätsverfassung war das Vorbild ihrer Statuten. Der Rektor, Georg Sabinus, den der Herzog bei der feierlichen Einweihung selbst ins Auditorium führte, war der Schwiegersohn Melanchthons. Der Jurist Jonas, aus Wittenberg nach Königsberg, seiner Heimat, berufen, hielt die Festrede. Dann wurden die Gesetze der Universität verlesen. Der Eid, den die Professoren zu leisten hatten, verpflichtete sie auf die „vera et pura Evangelii doctrina“ und forderte von ihnen die Verwerfung aller Irr-

lehren. Auch die Studenten hatten einen Eid auf die „vera Christi religio“ abzugeben, d. h. selbstverständlich auf die lutherische Lehre nach der Augsburger Konfession.

Sie war nicht groß, die neue Universität. Anfangs lasen in der theologischen, juristischen und medizinischen Fakultät nur je ein Professor. Vorgesehen waren zwei für jede von ihnen. Die Artisten-Fakultät, aus der später die Philosophische Fakultät hervorging, die Ausgangs-Fakultät, die jeder Student zu besuchen hatte, gleichviel welches sein eigentliches Studium war, sollte zunächst fünf, später sogar acht Professoren und Magister erhalten. Mit 314 Studenten wurde die Hochschule eröffnet. Marburg, die erste der neugegründeten protestantischen Universitäten auf deutschem Boden, hatte 1527 mit 106 Hörern begonnen. Es waren meist Königsberger, die immatrikuliert wurden, doch kamen Studenten auch aus den anderen preußischen Städten, aus dem damals polnischen Danzig, aus Pommern, Schlesien und Sachsen. Die evangelische Jugend Polens und Litauens zog das „Wittenberg des Ostens“ ebenfalls an. Dem Herzog waren diese Studenten im Hinblick auf die Unterweisung derjenigen seiner Untertanen, die noch Polnisch, Litauisch und sogar noch Preußisch sprachen, besonders wichtig – wurde doch für sie damals der Katechismus ins Altpreußische, ins Polnische und ins Litauische übersetzt.

Lutherische Gläubigkeit, der sie ihre Entstehung verdankte, bestimmte in enger und strenger konfessionalistischer Auffassung, nicht immer zu ihrem Wohle, die Eigenart der Hochschule. Erst als Preußen 1618 an die reformierte Dynastie der Hohenzollern fiel, lockerte sich nach erbitterten Kämpfen ihre konfessionelle Gebundenheit. Schon vorher wurden Angehörige der anderen evangelischen Bekenntnisse zum Studium zwar zugelassen, doch wurde ihnen kein Eid, sondern nur eine Gehorsamsverpflichtung auferlegt. Unter dem Großen Kurfürst schwindet diese Vorschrift aus den Satzungen. Die Universität besitzt nun allgemein-evangelischen Charakter. Im 18. Jahrhundert werden auch Katholiken und Juden als Studenten aufgenommen. Doch erst 1867 wird die Habilitation Nicht-Evangelischer in den drei weltlichen Fakultäten der Universität, „unbeschadet ihres evangelischen Charakters“, möglich, wie die Kabinettsorder Wilhelms I. ausdrücklich hervorhebt.

Die konfessionelle Bestimmtheit der neuen Universität zeigt sich naturgemäß in der Theologischen Fakultät am deutlichsten. Ihr einziger Lehrgegenstand ist die Bibel. Vormittags wird das Neue Testament, nachmittags das Alte Testament gelesen und erklärt. Die anderen theologischen Wissenschaften, wie Dogmatik und Kirchengeschichte, haben nach Wittenberger Muster ihren Platz nur innerhalb dieses Rahmens. Der Unterricht in den drei anderen Fakultäten dagegen unterscheidet sich nicht von der Lehrart an anderen Hochschulen. Die Institutionen und Pandekten liegen den juristischen, die Schriften des Hippokrates und Galen den medizinischen Vorlesungen zugrunde.

Die Artisten-Fakultät, in der jeder Student, wie üblich, seine sprachlich-rhetorische Schulung nach den großen Mustern des Altertums erhielt und in der ihm das allgemeine Wissen seiner Zeit vermittelt wurde, war wie in den anderen

Universitäten auch in Königsberg diejenige Fakultät, in der die neue europäische Bildung des Humanismus in die Hochschule eindrang. Zwar kamen schon in der letzten Ordenszeit namhafte Humanisten, unter ihnen Eobanus Hesse, der bedeutendste neulateinische Poet jener Jahre, zu Hiob Dobeneck, dem Bischof von Riesenburg. Diesem humanistischen Kreis war jedoch nur ein kurzes Leben beschieden gewesen. Auch der Hof der ermländischen Bischöfe war dem Humanismus freundlich gesonnen – einer von ihnen, Johannes Dantiskus, war selbst ein angesehener Dichter. In Königsberg war es nicht anders. Herzog Albrecht berief u. a. Crotus Rubianus, den Satiriker unter den Humanisten Deutschlands, einen der Verfasser der berühmten *Dunkelmänner-Briefe*, an seinen Hof. Doch erhielt die humanistische Bildung an der neugegründeten Universität und damit im Bildungsleben Preußens in ihrem ersten Rektor, Georg Sabinus, jetzt eine offizielle Vertretung.

Sabinus repräsentierte den Typus des weltmännisch-universal gebildeten „Cortegiano“ der Renaissance. Er war nicht allein Gelehrter, sondern auch Künstler, Jurist und Diplomat und ein Kenner der lateinischen Poesie. Mit der Theologie hatte er sich weniger beschäftigt. Melanchthon verfolgte den Lebenslauf seines Schwiegersohns mit Sorge und Mißbehagen. Er „liebe nicht Wissenschaft noch Religion, noch Tugend“, sagte er von ihm. Die Humanisten jedoch schätzten ihn als Poeten wie als Philologen. Er galt ihnen als einer der feinsten Stilisten, sein Kommentar zu Ovids *Metamorphosen* war im 16. Jahrhundert ein vielgebrauchtes Lehrbuch der Poetik. Doch konnten in Königsberg, wo er über lateinische Dichter und Prosaiker las, Spannungen zwischen dem strengen Luthertum der Universität und dem Renaissance-Humanismus ihres Rektors nicht ausbleiben. Was Melanchthon in Wittenberg gelungen war, ciceronianische Eloquenz, aristotelische Philosophie, lateinische und griechische Klassiker in den Dienst der Reformation zu stellen, gelang Sabinus in Königsberg nicht. Hier schieden sich die Geister. Die Vorrechte, die der Herzog ihm gewährt hatte, wie das ständige Rektorat, waren nur der äußere Anlaß der Zwistigkeiten; sie bewogen Sabinus bald das Rektorat niederzulegen. Ernster und geistesgeschichtlich bedeutsamer waren die Vorwürfe seiner Kollegen wegen seiner dogmatischen Indifferenz, seiner freundschaftlichen Beziehungen zu den ermländischen Humanisten und seiner ungebundenen Lebensführung. 1555 verließ er Königsberg und ging nach Frankfurt a. d. O. zurück, woher er gekommen war.

Nicht minder energisch war der Widerstand der Universität gegen Wilhelm Gnaphäus, den berühmten holländischen Humanisten, Poeten und Pädagogen. Vor der Inquisition Karls V. hatte er als Calvinist aus den Niederlanden fliehen müssen, war in Elbing, damals einer Freien Stadt, aufgenommen worden, hatte hier eine sehr angesehene Lateinschule eingerichtet und mit großem Erfolg mehrere Jahre geleitet, bis auch dort ihn der Glaubenseifer des Bischofs von Ermland vertrieb. Albrecht rief ihn nach Königsberg, machte ihn hier zum Rektor des Partikulars und gab ihm ein Lektorat an der Universität. Doch bald wurde er von den Theologen der Ketzerei angeklagt. Ein geistliches

Gericht befand ihn für schuldig und exkommunizierte ihn. Er verlor seine Ämter und kehrte nach den Niederlanden zurück.

Nicht nur gegen Humanisten und Calvinisten, auch gegen Andersdenkende unter ihnen selbst richtete sich die Gegnerschaft der Lutheraner. Über dem ersten theologischen Lehrstuhl der neuen Universität stand kein glücklicher Stern. Sein erster Inhaber, Rapagelan, ein litauischer Adliger, seines Glaubens wegen aus seiner Heimat ausgewiesen, ein Schüler Luthers, war nach kurzer, erfolgreicher Lehrtätigkeit gestorben. Die Hoffnungen Albrechts, Melanchthon als seinen Nachfolger zu gewinnen, erfüllten sich nicht. Da zeigte Osiander Interesse an dem Lehrstuhl und kam 1548 nach Königsberg. Schon seine Antrittsrede, dann auch eine Disputation über die Rechtfertigungslehre erregte den Unwillen der Theologen. Abweichend von Melanchthon hatte er behauptet, daß der sündige Mensch von Gott nicht für gerecht *erklärt*, sondern durch die mystische Einwohnung Christi als der wesenhaften Gerechtigkeit Gottes auch gerecht *gemacht* werde. Heftige Angriffe auf Osiander waren die Folge. In Königsberg wurde ein Vaterunser verbreitet, das mit den Worten begann: „Unwürdiger, höllischer Vater Osiander, der du bist jetzund in Königsberg, vertilget werde dein Name, zerstreuet werde deine falsche Lehre, dein Wille nimmer geschehe weder in Preußen noch in der ganzen Christenheit . . .“ Osiander verließ sein Haus nur noch in Begleitung eines Knechtes, der eine geladene Büchse unter dem Rock trug. Sogar in den Senat und ins Auditorium nahm er Waffen mit.

Er starb plötzlich 1552 – wie es hieß, eines grausamen, gewaltsamen Todes. Man glaubte an Gift, andere berichteten, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht. Der Herzog ließ den Sarg öffnen: der Tote lag in ihm unentstellt. – Doch mit dem Tode Osianders hörten in Preußen die die ganze protestantische Welt bewegenden Streitigkeiten nicht auf. Sein Schwiegersohn, der Hofprediger Johannes Funck, einer der Räte des Herzogs, wurde von den Gegnern seines Vaters zum Widerruf gezwungen. Damit nicht genug, erreichten die Stände durch eine Beschwerde beim König von Polen Funcks Verhaftung, Verurteilung und Enthauptung. Jetzt wurde das *Corpus Doctrinae Prutenicum* (1567) verfaßt, eine Bekenntnisschrift, die für Preußen Lehre und Kirchenverfassung in streng lutherischem Sinne festlegte. Die Universität erklärte die Schrift als verbindlich für sich und ließ sie von zwei Professoren der Theologie in ihrem Namen unterzeichnen.

Dogmatische Streitigkeiten bewegten auch andere Universitäten in jener Zeit. Doch nirgends wurden sie wohl so unerbittlich geführt wie in Königsberg. Diese Schärfe und Härte der Glaubensüberzeugung war hier nicht nur der Ausdruck religiöser Gewissenhaftigkeit und Überzeugungstreue, sondern erklärt sich auch aus der besonderen Situation des Luthertums in Preußen. Der Fürst des Landes, der Verfasser geistlicher Lieder und theologischer Bekenntnisschriften, an dessen echter Gläubigkeit nicht gezweifelt werden kann, bewahrte sich dem lutherischen Kirchendogma gegenüber eine gewisse Freiheit. Albrecht hatte vertriebene reformierte Handwerker aus Holland in seinem Lande angesiedelt, hatte Böhmisches Brüder aufgenommen, Anhänger

einer religiösen Bewegung, die aus den Hussiten des 15. Jahrhunderts sich entwickelt hatte. Er hatte Osiander und den Seinen die Treue gehalten und sich dadurch seinen Untertanen entfremdet. Die Universität jedoch wachte über der reinen Lutherlehre als ihrer Kernsubstanz. In ihr beruhte ihre Anziehung und Ausstrahlung. Gab sie sie auf, so gab sie sich selbst auf. Gesinnungs- und Bundesgenossen fanden die Theologen in den Ständen, die wieder Rückhalt beim König von Polen suchten – ein Verhalten, das aus dem nationalpolitischen Horizont späterer Zeiten wohl nicht allein beurteilt werden kann. Hinzu kam, daß die Gegenreformation in den an Preußen grenzenden katholischen Gebieten zu wirken begann. Kardinal Stanislaus Hosius, der Bischof des bei Polen gebliebenen Ermlands, hatte 1565 Mitglieder der Gesellschaft Jesu nach Braunsberg gerufen, die noch im gleichen Jahre dort ein Kolleg eröffneten. Bald wurde ihm ein päpstliches Seminar für die Mission in den nördlichen Ländern angeschlossen. Und östlich von Königsberg, in Wilna, entstand 1578 eine ebenfalls von Jesuiten geleitete Akademie, die später zur Universität erhoben wurde. In Preußen also mußte die Lehre Luthers streng und fest behauptet werden, sollte sie ihre Reinheit bewahren.

Die Osianderischen Streitigkeiten hatten auch die anderen Fakultäten zerspalten. Namhafte Professoren, wie Sabinus und Gnaphäus, hatten Königsberg verlassen. Zurückgeblieben waren Gelehrte minderen Ranges. Der Zustrom aus Deutschland ließ nach, die Zahl der Studenten sank. Denn auch die Königsberger besuchten nicht mehr so zahlreich wie früher ihre Universität. Zeitweise hatte sie nur zwanzig Studenten. Ihre schlechte wirtschaftliche Lage machte Berufungen wertvoller Lehrkräfte von auswärts unmöglich. Erst am Ende des 16. Jahrhunderts bessern sich die Verhältnisse. Wie fest die Universität in der Hand der Orthodoxie war, zeigt etwa das Gutachten über die Einführung des Gregorianischen Kalenders aus dem Jahre 1582. „Es ist wohl solche Emendation (des Julianischen Kalenders) der Astronomie nicht ungemäß“, heißt es in ihm, „weil wir aber einmal von allen des Papstes Greueln seynd abgetreten und er in unserer Kirche nichts zu setzen und zu gebieten hat, seynd wir nicht schuldig, solchen Kalender anzunehmen.“ Die Immatrikulationen werden weiter nach dem alten Kalender vorgenommen. Erst am 21. Oktober 1621 wird zu einer Immatrikulation der Zusatz gemacht: „stilo novo per dolorem“. Doch führten evangelische Länder die neue Zeitrechnung nur zögernd ein, manche erst im 18. Jahrhundert.

Die Zeit des Dreißigjährigen Krieges wurde für die Königsberger Universität eine Zeit unerwarteter Blüte. Der Krieg verschonte Preußen fast völlig. Zwar war Gustav Adolf in Pillau 1626 gelandet, wandte sich aber, als Königsberg neutral blieb, dem Ermland und dem Gebiet der Wesermündung zu. Bald wurde Königsberg die Zufluchtstätte der Studenten aus den vom Kriege betroffenen Gebieten Nord- und Mitteldeutschlands. In den Jahren 1639-44 erreichte die Zahl der Immatrikulationen ihren höchsten Stand. Damals studierten eintausendachthundert Studenten in Königsberg, eine Zahl, die erst im 20. Jahrhundert vor dem ersten Weltkrieg wieder erreicht wurde. Noch in

die Kriegsjahre fiel die erste Jahrhundertfeier der Universität, die auf ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten prunkvoll begangen wurde. Fast drei Wochen währten die Festlichkeiten. Simon Dach, der damals den Lehrstuhl für Poesie innehatte und über Horaz und Ovid las, verfaßte das Festspiel *Prussiarchus*, eine allegorische Verherrlichung des Herrscherhauses und seiner Fürsorge für die Universität und das geistige Leben des Landes. Während der ersten hundert Jahre ihres Bestehens hat die Universität die ihr bei ihrer Gründung gestellte Aufgabe erfüllt. „Wir können ohne Ruhm sagen“, heißt es damals, „daß die meisten und fürnembsten Kirchen- und Schuldienner in deutscher Sprache in Polen und Lithauen unsere Discipuli sind, aus dieser academia kommen und nunmehr im Lande dienen.“

Doch auch auf dieser Friedensinsel am östlichen Rande Deutschlands brachen in jenen Jahren abermals dogmatische Streitigkeiten aus, die wieder nicht auf die Universität beschränkt blieben. Als 1618 Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg, der wenige Jahre vorher zum calvinistischen Glauben sich bekannt hatte, durch Erbfolge Herzog von Preußen geworden war, sah die lutherische Fakultät ihre Unabhängigkeit in ernster Gefahr. Sie mußte fürchten, daß unter einem Herrscher, welcher der heftig befehdeten Bruderkonfession angehörte, der rein lutherische Charakter weder der Universität noch des Landes gewahrt werden konnte. Als der Glaubenswechsel des Kurfürsten in Königsberg bekannt wurde, hatte Professor Johann Behm öffentlich über das Wort des Propheten Amos gepredigt: „Ich will eure Feiertage in Trauern und alle eure Lieder in Wehklagen verwandeln.“ Die Stände, eines Sinnes mit den Theologen, suchten auch jetzt wieder Sicherheit beim König von Polen. Er bestätigte der Universität ihre alten Privilegien: Rektor oder Professor könne in Königsberg nur der werden, den die Universität freiwillig gewählt habe. Der Landesherr müsse die ihm von ihr präsentierten Dozenten approbieren. Für diese Zusicherungen mußte allerdings ein hoher Preis gezahlt werden: die Katholiken sollten in Preußen volle Religionsfreiheit erhalten.

Die Reformierten, die sich in ihren Rechten eingeschränkt sahen, beriefen sich auf die Augsburgerische Konfession. Es nützte nichts. Erst im Westfälischen Frieden wurden sie ja den Lutheranern rechtlich und faktisch gleichgestellt. Selbst nach dem Frieden wurden die Verbote konfessioneller Polemik, die aus Berlin kamen, in Preußen nicht beachtet. Die Universität fühlte sich verpflichtet, in dieser Angelegenheit des Glaubensgewissens sich ihrem Landesherrn zu widersetzen. Die Reformierten blieben für sie die „calvinistische Rotte“, die „unter dem Schafpelz eine wölfische Grausamkeit und unter dem Fuchsbalg einen grausamen Löwenbalg offenbart“. Die in das öffentliche Kirchengebet eingefügte Bitte „Behüt uns, Gott, vor dem calvinistischen Sondergift“ verschwand erst in den sechziger Jahren, als der Große Kurfürst Preußen aus der Lehnshoheit Polens befreit und die Macht der preußischen Stände, die bis dahin das Land mitregierten, gebrochen hatte.

Nicht weniger heftig als der Widerstand der orthodoxen Lutheraner gegen die Reformierten war ihr Kampf gegen den Synkretismus, der in der theologischen Fakultät in Christian Dreier, Latermann u. a. Anhänger gefunden

hatte. Calixt, ein evangelischer Theologe in Helmstedt, strebte eine Befriedung der sich bekämpfenden christlichen Konfessionen durch Betonung des allen Bekenntnissen Gemeinsamen an, das er im Apostolischen Glaubensbekenntnis und in den Dogmen der ersten fünf Jahrhunderte sah. In Königsberg wurden die synkretistischen Tendenzen, in denen man einen Rückfall in katholische Glaubenslehren argwöhnte, vor allem von Calov und Myslenta bekämpft. Noch von Wittenberg aus, wohin er 1650 berufen wurde, unterstützte Calov die orthodoxen Theologen in Königsberg so energisch, daß der Große Kurfürst, der als calvinistischer Landesherr der beiden lutheranischen Länder Brandenburg und Preußen auf konfessionellen Frieden bedacht sein mußte, den preußischen Studenten den Besuch der Wittenberger Universität verbot. Myslenta weigerte sich bei der Dekanatsübergabe, das Amtssiegel der Fakultät seinem Nachfolger, dem Synkretisten Michael Behm, auszuhändigen. Als Behm starb und, wie es Brauch war, im Dom beigesetzt werden sollte, versagte er ihm ein christliches Begräbnis und schloß die Kirche. Schließlich ent hob ihn der Kurfürst seines Amtes.

Diesen Kampf feindlicher Glaubensbrüder gewann die katholische Kirche. Jesuiten, die sich, geschützt durch Polen, 1649 in Königsberg niedergelassen hatten, eröffneten eine Lateinschule, die so vorzüglich war, daß, was bald verboten wurde, auch evangelische Eltern ihre Kinder dorthin schickten. Am Ende des Jahrhunderts konvertierten zahlreiche Universitätsprofessoren. Der Theologe Pfeiffer, einer der Führer der Königsberger Synkretisten, fünf Professoren der medizinischen und juristischen Fakultät, zwei Magister und zwanzig Studenten kehrten zum alten Glauben zurück. Auch wechselten damals mehrere Beamte und selbst ein Pfarrer die Konfession. Nach diesen Über tritten, welche dem Ruf der Königsberger Universität bei ihren Schwester-Universitäten sehr schadeten, bekam die Orthodoxie selbstverständlich die Universität wieder fest in ihre Hand.

Die Notjahre nach dem Dreißigjährigen Krieg waren auch für die Universität eine schwere Zeit. Der Staat mußte mitunter den Professoren ihre Gehälter schuldig bleiben. Manche von ihnen gingen als Pfarrer in die Gemeinden oder als Direktoren an die Schulen in den Städten des Landes. Zeitweise waren fünf Ordinariate nicht besetzt. Der Aristotelismus herrschte immer noch an ihr, jenes seit dem Mittelalter übliche, im katholischen Bereich durch die Scholastik, im evangelischen durch Melanchthon und seine Nachfolger befestigte Denken im System der philosophischen Begriffe des antiken Philosophen. Nur sehr langsam lockerte sich in Königsberg diese Lehrtradition zugunsten des modernen, an der Erfahrung orientierten wissenschaftlichen Denkens. Doch wandten sich schon im 17. Jahrhundert Königsberger Gelehrte praktischen Aufgaben zu. Der Jurist Levin Buchius kodifizierte das „Landrecht des Herzogtums Preußen“, das 1620 erschien und endlich die oft noch aus vor-reformatorischer Zeit stammenden Einzelrechte ersetzte. Der Professor der Mathematik und Astronomie Johann Strauß entwirft 1629 den Plan der neuen Stadtbefestigung. Der Mathematiker Linemann hält 1641 in deutscher Sprache – damals eine unerhörte Neuerung! – Vorlesungen über die Kunst

der Landvermessung. Aber immer noch erschwerte die Konfessionsschranke den neuen Ideen der Zeit den Zutritt zur Universität. 1671 bitten die Studenten den Kurfürstlichen Rat Sand, ihnen Vorlesungen über das Werk *De jure belli ac pacis* des berühmten holländischen Rechtsgelehrten Hugo Grotius zu halten, das bereits 1625 erschienen war und die Grundlage des neueren Natur- und Völkerrechts geworden ist. Doch gestatteten die Oberräte diese Vorlesungen nicht. Grotius sei „Arminianer“ gewesen, d. h. Anhänger einer calvinistischen Religionsgemeinschaft. Deshalb sei zu befürchten, sein Buch könne der Jugend schaden. Die Vorlesungen sollen jedoch heimlich gehalten worden sein.

Ehe sich die Ideen der westeuropäischen Aufklärung in der Königsberger Universität ausbreiten konnten, gelangte in ihr der Pietismus zur Herrschaft, die große, auf eine Erneuerung des frommen Lebens gerichtete Erweckungsbewegung, deren persönliches, im Leben tätig verwirklichtes Christentum sich gegen die erstarrte Dogmentheologie der Orthodoxie richtete. In dem Jahr, in dem der Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg sich in Königsberg als Friedrich I. die preußische Königskrone aufs Haupt setzte (1701), gelangte im Schulwesen des Landes der Pietismus zur Anerkennung. In diesem Jahre wurde nämlich in Königsberg eine von dem Holzkämmerer Gehr aus eigenen Mitteln errichtete und nach dem Muster der Anstalten August Hermann Franckes in Halle eingerichtete Schule zur „Königlichen Anstalt“ erhoben und mit dem Namen „Collegium Fridericianum“ ausgezeichnet. Es war die Schule, der später Kant als Schüler und der junge Herder als Lehrer angehörten. Schon im nächsten Jahre kam Heinrich Lysius, ein Schüler Franckes, als Leiter des Friedrichs-Kollegs nach Königsberg. Zugleich trat er als außerordentlicher Professor in die theologische Fakultät ein. In zwei Jahrzehnten gelang es Lysius, unterstützt von Rogall und Abraham Wolf, gegen den Widerstand der Orthodoxie und gegen den der sich gleichzeitig entfaltenden Aufklärung, den Pietismus in der Universität, den Kirchen und den Schulen des Landes als bestimmende Macht durchzusetzen. Lysius, der das Vertrauen Friedrich Wilhelms I. besaß, dessen Berater in kirchenpolitischen Angelegenheiten ja Francke war, wurde vom König mit der Neuorganisation der Schulen im preußischen Litauen und Masuren betraut. Im Zusammenhang mit seinen weitreichenden pädagogischen Plänen erreichte er für die Universität die Gründung eines „Litauischen Seminars“ (1718) und später auch eines „Polnischen Seminars“ (1728). Sie standen unter der Leitung pietistischer Theologen und sammelten jene Studenten, die Litauisch und Polnisch lernen wollten, um später im Osten und Süden des Landes als Pfarrer und Lehrer wirken zu können. Lysius machte dem König auf dessen Wunsch auch Vorschläge für eine Reform der Universität. Sie waren an der Halleschen Universität orientiert, der Universität Franckes, der die „Erweckung“ als die Voraussetzung auch für das akademische Lehramt forderte und der die Studenten mehr in der Frömmigkeit als in der Gelehrsamkeit unterrichtet wissen wollte. Auch in Königsberg sollte nun die philosophische Ausbildung der Studenten

zurücktreten und die Bibel im Mittelpunkt des Studiums stehen. Ehe diese Vorschläge vom König gebilligt wurden, hatte dieser der Universität bereits eine Instruktion über eine Prüfung zustellen lassen, der sich alle Studenten und auch alle Prediger, Rektoren und Lehrer Ostpreußens zu unterziehen hatten. Die Prüflinge mußten schriftlich genaue Rechenschaft über ihre „Bekehrung“ ablegen und sollten „nicht nur nach einer gründlichen Erkenntnis, sondern auch nach ihrer eigenen Übung und Erfahrung im tätigen Christentum“ gefragt werden. – Die Vertreter der Orthodoxie, an deren Spitze Quandt stand, waren machtlos. Als Rogall und Wolf nach dem Willen des Königs in die Fakultät eintraten, hatte er mit den Seinen in aller Form Verwahrung dagegen eingelegt. Die Fakultät erhielt zur Antwort: sie habe „unanständige Bewegungen gemacht“ und das sei unzulässig.

Die Konflikte zwischen Orthodoxie, Pietismus und Aufklärung, die für die geistige Situation der Zeit typisch waren, gefährdeten den Bestand der Universität. Der Besuch nahm ab. Es bedurfte der wiederholten Androhung strenger Strafen, um die Preußen an ihre Universität zu binden. Das Studium an anderen Universitäten wurde ihnen verboten. Der Student, der auch nur ein Vierteljahr Königsberg verließ, sollte keine Anstellung in Preußen erhalten. Wurde ausnahmsweise die Erlaubnis auswärts zu studieren erteilt, so hatten die Eltern eine Kautions von 1000 Talern zu stellen. Adligen wurde die Konfiskation ihres Vermögens angedroht (1751). Auch die unfreiwilligen Werbungen für des Königs „Lange Kerls“, die in Preußen durchgeführt wurden, trugen keineswegs zum guten Ruf der Hochschule bei. Als einmal acht Studenten geworben worden waren, ergriffen vierundzwanzig, die ebenso groß waren wie jene, die Flucht – unter ihnen auch Gottsched. „Die vormals so berühmte Universität ist nun schon lange Jahre in *décadence*“, heißt es 1717 in einem Bericht, „sie liegt nunmehr recht in agone.“

Es bedurfte einer klugen, gewandten und weitblickenden Persönlichkeit, die offen war für die Forderung der Zeit, um den Verfall der Universität aufzuhalten. Königsberg fand sie in Franz Albert Schultz, dessen Lehrer in Halle sowohl Francke wie Wolff gewesen waren und der, organisatorisch hervorragend begabt, in Königsberg seit 1731 als Universitätslehrer, Konsistorialrat und leitender Pädagoge jene Atmosphäre schuf, in der die weltanschaulichen Spannungen sich ausgleichen konnten. Er verstand es, den lebendigen Kern des pietistischen Christentums mit dem von der Zeit geforderten Fortschritt zu klarem und der Welt zugewandtem Denken zu verbinden. Als Christ war er Pietist, als Denker Wolffianer. Theodor von Hippel, der Stadtpräsident Königsbergs, einer der Tischgenossen Kants, sagte witzig-spöttisch: wenn man Schultz höre, meine man, daß Christus und die Apostel alle bei Wolff in Halle studiert hätten. Die Statuten, die die Universität 1735 erhielt, gingen auf die Vorschläge von Schultz zurück. Sie verbürgten eine solide, fromme, aber nicht engherzig dogmatische Ausbildung von Geistlichen und Lehrern. Im nächsten Jahr bereits konnte der König für die Königsberger Studenten die Verfügung aufheben, die allen preußischen Studenten ein zweijähriges Studium in Halle zur Pflicht machte.

Lange noch prägte der Pietismus das geistige Leben Ostpreußens – auch dort, wo es über den engeren Bezirk pietistischer Frömmigkeit hinaus in das geistige Leben Deutschlands einströmte. Hamann, in Königsberg geboren und in einem pietistischen Elternhause aufgewachsen, erlebte im Alter von sechsundzwanzig Jahren seine „Erweckung“ beim Lesen der Bibel. Ihre religiöse Tiefe wurde der Grund seines Weltbildes, das, durch seine Schriften hindurch, die mächtige Bewegung des Irrationalismus hervorrief, die, in bewußter Opposition zum rationalen Denken der Aufklärung, das geistige Deutschland in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts befreiend und befruchtend durchdrang. Von Hamann empfing Herder, ebenfalls ein Ostpreuße, Anregungen, die er in Straßburg an den jungen Goethe weitergab und die den literarischen „Sturm und Drang“ begründeten. Doch verläuft diese geistesgeschichtlich wie künstlerisch bedeutungsvolle Bewegung außerhalb der Universität: Hamann, zeitlebens in untergeordneter Beamtenstellung und zeitlebens „unakademisch“ in jedem Sinne, bleibt der Universität fern. Und Herder, der in Königsberg Kant hörte, verläßt frühzeitig seine Heimat, in deren Universität sich allmählich der Geist der Aufklärung ausbreitet.

Gottsched, ein Pfarrerssohn, der aber nicht mehr wieder Theologe wird, berichtet über sein Studium damals in Königsberg: er habe es zwar mit Aristoteles begonnen, sei dann aber von seinen Lehrern auf Leibniz und Descartes, Thomasius und Wolff hingewiesen worden. Vor allem die Schriften dieses Philosophen, der bekanntlich seiner aufgeklärten Anschauungen wegen in Halle 1723 seines Amtes enthoben und aus Preußen verwiesen worden war, bestimmten hinfort Gottscheds Denken und Wirken. „Hier ging mir's“, schreibt er, „wie einem, der aus einem wilden Meer widerwärtiger Meinungen in einen sicheren Hafen einläuft und nach vielem Wallen und Schweben endlich auf ein festes Land zu stehen kommt. Hier fand ich diejenige Gewißheit, so ich vorhin vergeblich gesucht hatte.“

Freilich war es auch in Königsberg gewagt, die Ansichten Wolffs unter den Studenten zu verbreiten. Während seine theologischen Kollegen einem der ihren, dem Pietisten Salthenius, noch einen Pakt mit dem Teufel zum Vorwurf machten, legte der Extraordinarius der Naturlehre Christian Gabriel Fischer seinen Vorlesungen die Kompendien Wolffs zugrunde. Als Friedrich Wilhelm I. dies erfuhr, mußte Fischer 1725 auf seinen Befehl in vierundzwanzig Stunden die Stadt, in achtundvierzig Stunden das Land verlassen, weil er „die neuen Professoren schändlich durchgezogen und den vertriebenen Professor Wolff defendieret habe“.

Der weitreichende Einfluß, den Lysius auf die Königsberger Universität hatte, ging unter Friedrich II. zurück. Dem König stand Quandt näher, den er als Kanzelredner sehr schätzte und der, ähnlich wie Schultz zwischen Pietismus und Rationalismus, nun seinerseits eine Vermittlung zwischen Orthodoxie und Aufklärung suchte. Denn mehr und mehr durchdrangen die Ideen der Aufklärung den Lehrbetrieb der Universität. So wurde, da die deutsche Sprache allmählich die Unterrichtssprache in der Universität geworden war, 1742 nach langem Widerstand in der Fakultät endlich ein Lehrstuhl für deutsche Bered-

samkeit eingerichtet und mit Flottwell besetzt, einem unbedingten Anhänger seines Lehrers Gottsched. Schon im nächsten Jahre gründete er die mit einem Privileg Friedrichs ausgestattete „Königliche Deutsche Gesellschaft“, welche die gleichen Ziele hatte wie Gottscheds „Deutsche Gesellschaft“ in Leipzig. Sie wollte die Bildung der Aufklärung über den Rahmen der Universität hinaus im Bürgertum verbreiten, sich der Reinigung der deutschen Sprache von allem unvernünftigen Schwulst annehmen und eine Poesie nach den Regeln der *Kritischen Dichtkunst* Gottscheds pflegen. Auch größere wissenschaftliche Aufgaben plante sie. Nach dem Vorbild des großen *Dictionnaire* der Pariser Akademie wollte sie ein „Deutsches Wörterbuch“ herausgeben, das allerdings nie erschienen ist, während das von Quandt angeregte *Idioticon Prussicum* zum Abschluß gelangte.

Als das zweihundertjährige Jubiläum der Universität 1744 nahte, bei dem für sie zum ersten Male der Name „Albertina“ gebraucht wird, konnte sie von sich sagen, daß es ihr trotz der Hemmung ihres Wirkens durch die erbitterten theologisch-weltanschaulichen Kämpfe, die sie durchtobt hatten, gelungen war, in den zwei Jahrhunderten ihres Bestehens dem Lande, dem sie angehörte, in dem Kolonisten aller deutschen Stämme angesiedelt worden waren, das volksmäßig, sprachlich und sozial außerordentlich differenziert war, dennoch eine einheitliche Bildungsschicht zu geben. Und damit nicht genug: Sie hatte aus den baltischen Staaten Deutsche zu sich gezogen. Mehr als 900 Studenten aus Kurland, Livland und Estland haben allein in den Jahren 1544 bis 1710 die Königsberger Universität besucht. – Der König freilich, in den Sorgen seiner Schlesischen Kriege, zeigte kein Interesse an der Feier des 17. August. Er meinte, „das Jubiläum könnte am besten durch den Fleiß der Lehrenden und Lernenden celebrieret werden“.

Der Siebenjährige Krieg brachte Ostpreußen vier Jahre russischer Besetzung (1758-1762), in denen die Universität jedoch geöffnet blieb. Russische Offiziere besuchten oft die Vorlesungen. An den akademischen Feiern nahm der Gouverneur teil. Nach der preußischen Niederlage bei Kunersdorf wurde der Stadt eine Siegesfeier auferlegt, bei der Professor Arnoldt als Oberhofprediger die Festpredigt halten mußte. Er sprach über das Wort des Propheten Micha: „Freue dich nicht, meine Feindin, daß ich darniederliege; ich werde wieder aufkommen“ und schloß mit einem Gebet für die Zarin. Nach dem Gottesdienst wurde er verhaftet. Die Deportation drohte ihm. Schließlich sollte er Widerruf leisten. Die Schloßkirche war überfüllt. Kaum jedoch hatte Arnoldt die Kanzel betreten und zu sprechen begonnen, als laute Rufe ertönten: die Kirche brenne und drohe einzustürzen. Alles flüchtete hinaus. In der völlig unversehrten Kirche erklärte Arnoldt am nächsten Sonntag, es habe ihm fernegelegen, den russischen Hof zu beleidigen. – Studenten, die ihrem Lehrer aus der für ihn schwierigen Situation helfen wollten, sollen die Urheber des falschen Alarms gewesen sein.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnt die theologische Fakultät ihre Vormachtstellung innerhalb der Universität zu verlieren, ohne daß dadurch die konfessionelle Haltung der Albertina gemindert wird. Die Fakul-

täten lösen sich aus der Bindung an die Theologie. Die philosophische Fakultät ist nicht mehr Ausgangsfakultät. Ihre Wissenschaften sind wie die der anderen Fakultäten autonome Wissenschaften, zumal die Philosophie selbst. Die Geschichtswissenschaft entwickelt sich. Stimmen werden laut, die sie an Stelle der Philosophie zur Grundwissenschaft erheben wollen: „Eine pragmatische Historie kann man Moral, Politik, Philosophie in Exempeln nennen . . . Eine praktische Gelehrsamkeit ohne Historie ist eine Gelehrsamkeit für eine andere Welt.“ Die Naturwissenschaften, die im 16. Jahrhundert von den Theologen mitvertreten wurden, finden im 18. Jahrhundert den Anschluß an die allgemeine Entwicklung der Wissenschaft. Schon 1709 liest Heinrich von Sanden zum erstenmal Experimentalphysik. Der medizinischen Fakultät erbaut Büttner 1738 mit eigenen Mitteln ein „Anatomisches Theater“, das nach seinem Tode nach langen Diskussionen von der Fakultät erworben wird. Denn es fehlt an medizinischen Instituten. „Warum“, fragt Prof. Metzger 1789, „gehen Russen, Livländer und Kurländer, Polen, selbst Westpreußen, nach Göttingen, Jena, Straßburg? Warum kommen sie nicht nach Königsberg?“ Die juristische Fakultät stand wegen ihres praktischen Nutzens für den Staat seit langem schon in besonderem Ansehen. In einer großen Universitätsrede begrüßt 1794 Professor Schmaltz das „Allgemeine Landrecht“, das eben in Kraft getreten war, als das Ergebnis der Aufklärung und Philosophie und regt an, das juristische Studium weniger als bisher an dem Römischen Recht, den Pandekten und Institutionen zu orientieren und statt dessen Philosophie und Geschichte zur Grundlage des juristischen Studiums zu machen. „Die Geschichte eines Staates, vereint mit dem Naturrecht, gibt uns über die Hälfte seiner positiven (Rechts-)Sätze.“

Der philosophischen Fakultät gehört damals seit vierzig Jahren bereits der Philosoph an, der das Ansehen der Königsberger Universität über das aller anderen deutschen Universitäten hinaushob: Immanuel Kant. Nahm Königsberg bisher das geistige Gut, das es pflegte und weitergab, aus dem Westen, so gibt diesmal der Osten dem Westen eine Philosophie, der weit über Preußen und Deutschland hinaus Weltgeltung zuteil wird. In der theoretischen Philosophie Kants vollzieht das kritische Denken jene „kopernikanische Wendung“, der es seine Bedeutung in der Geschichte der Philosophie verdankt. Nicht minder groß ist die Wirkung der praktischen Philosophie Kants, seiner Ethik. Dadurch, daß sie das sittliche Handeln des Menschen an Prinzipien bindet, die zugleich Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung sein können, stellt sie das Handeln des Menschen in das Wirkungsfeld überpersönlich geltender Ideen und Werte. Kants Philosophie wird damit zu einer der Quellen jener Kraft, die Preußen nach seinem Zusammenbruch sich wiedererheben läßt: in seiner Ethik wurzelt die preußische Reform. Wie einst die religiöse Überzeugung gestaltet jetzt der Geist der Philosophie die Wirklichkeit des Staates. Auf Kant berufen sich die ostpreußischen Politiker bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Der preußische Staat freilich läßt den Philosophen seine Bedeutung in eigenartiger Weise spüren. Minister Zedlitz fragt die Uni-

versität, als an sie die Anregung gerichtet wird, die Ausbildung der Schiffskapitäne und Steuermänner zu übernehmen, ob den Unterricht neben einem anderen Professor nicht auch Professor Kant erteilen könne, der ihm ein Jahr vorher seine *Kritik der reinen Vernunft* gewidmet hatte, und Wöllner maßregelt Kant wegen seiner Schrift *Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft*.

Neben Kant hat ein anderer Gelehrter der Königsberger Universität die Wiedergeburt Preußens mitbestimmt: der Staats- und Wirtschaftswissenschaftler Johann Jakob Kraus, sein Schüler. Die von Kraus vertretene, von Adam Smith entwickelte Freihandelstheorie, nach der alle wirtschaftlichen Kräfte des Staates, Landwirtschaft, Handel, Industrie, sich in freiem Wettbewerb betätigen müssen, hatte zur Voraussetzung jene persönliche Freiheit und rechtliche Gleichstellung aller Staatsbürger, für die Kants Philosophie den Grund gelegt hat. In seinen Vorlesungen sah Kraus die Männer der preußischen Reform: den Freiherrn von Schroetter, Auerswald, Schön. Hier nahmen sie die Grundsätze auf, die ihr Reformwerk später bestimmten. Bezeichnend dafür, wie diese Männer auch durch Kant geprägt worden waren, ist der Ausspruch Theodor von Schöns, des Mitarbeiters und Widerparts des Freiherrn vom Stein: dieser handle zu sehr nach „Beispielen“ und zu wenig nach „Ideen“.

Die Universität als Ganzes spielte, wie viele andere Körperschaften des alten Staates, in der Erneuerungsbewegung keine Rolle. Kant starb 1804, Kraus 1807. Nur einer ihrer Lehrer stand der Reformbewegung nahe: der Jurist Heidemann, der als Oberbürgermeister von Königsberg die Städteordnung Steins durchführte. Erst der Aufenthalt Fichtes (1807) und von Süverns (1807/08) in Königsberg gab der Universität neue Impulse.

Das Vermächtnis der Reformzeit wirkte noch lange in der Königsberger Universität nach. Ihre Erneuerung durch Süvern, Nicolovius und Auerswald, die alle dem Kreis der preußischen Reformer angehörten, stand in enger Verbindung mit dem eigenartigen ostpreußischen Liberalismus, den Schön und sein Kreis vertrat. Als Protest gegen die Karlsbader Beschlüsse (1819) legte der Botaniker Schweigger „das zum Sekretariat herabgewürdigte Amt des Rektors“ nieder und schlug vor, die Amtsübergabe nicht mehr in der gewohnten feierlichen Form vorzunehmen. Nach der Entlassung der Göttinger Sieben (1837) ernannte die Universität zwei von ihnen, den Physiker Wilhelm Weber und den Juristen Wilhelm Albrecht, zu Ehrendoktoren. Auch hier ist der Einfluß Kantischer Ideen noch spürbar. Als Minister Eichhorn den Führer des ostpreußischen Liberalismus nach den Wurzeln dieser oppositionellen Haltung fragte, nannte ihm dieser den „Philosophen der reinen Vernunft“ und fügte hinzu, daß die Sonne in der Provinz Preußen früher aufgehe als in den anderen Provinzen. Die politischen Ideen ihrer Lehrer übertrugen sich auf die Studenten. Eine freiheitlich gesinnte Lyrik entwickelte sich, die, beeinflusst von den Ideen des „Jungen Deutschland“, Wilhelm Jordan, Albert Dulk und Rudolf Gottschall zu Verfassern hatte. Bei ihrer Dreihundertjahrfeier 1844, an der der König teilnahm, kam der Wunsch der Universität

nach Freiheit der Wissenschaft und Freiheit der Lehre in den Festreden ebenso deutlich zum Ausdruck wie die Ablehnung dieser Forderung in der Antwort Friedrich Wilhelms IV.

Im 19. Jahrhundert wird die Geschichte der Universität die Geschichte ihrer Wissenschaften. Die Entwicklung des Kosmos der Wissenschaften aus einer einzigen, großen Idee, die Humboldt, Fichte, Schelling und Schleiermacher in ihren Reformprogrammen forderten, blieb ein Wunsch. Die „Universitas“ konnte sich gegenüber der Spezialisierung der Wissenschaften nicht durchsetzen. Die Einheit der Universität bestand jetzt in der durch Rektor und Senat repräsentierten Einheit der Selbstverwaltung nicht in einem allen ihren Wissenschaften zugrunde liegenden Prinzip.

Die theologische Fakultät ist nunmehr nur eine von vier Schwestern. Am Beginn des Jahrhunderts scheitert an dem energischen Widerstande des Senats die Absicht der Regierung, zur Ausbildung des katholischen Klerus für das Ermland eine katholische Fakultät in Königsberg einzurichten. Die Folge dieser Weigerung ist der Ausbau der Akademie in Braunsberg. Die rationalisierende Theologie, die sich am Ende des 18. Jahrhunderts entwickelt hatte, wird durch die Vermittlungstheologie abgelöst, die den christlichen Glauben und die Tendenz der modernen Wissenschaft, auch Bibel und Dogma historisch und kritisch zu behandeln, versöhnen wollte. In die lange bewahrte Einheitlichkeit des theologischen Lehrkörpers bringen erst in den beiden letzten Jahrzehnten des Jahrhunderts Berufungen eine größere Mannigfaltigkeit der Forschungsrichtungen. Mannhaft und mutig bezeigen dann in der Ära des Nationalsozialismus Mitglieder der Bekennenden Kirche die Kraft ihres Glaubens.

In den anderen Fakultäten erarbeiten im 19. Jahrhundert junge, begabte Gelehrte in Königsberg ihren wissenschaftlichen Ruf und folgen dann Berufungen an andere Hochschulen. Nur wenig Gelehrte bleiben der Albertina treu. So wird Königsberg, das bis ins 19. Jahrhundert hinein seinen Lehrkörper zum größten Teil durch Ostpreußen ergänzen mußte, allmählich zur Durchgangsuniversität. Die Mediziner sind seßhafter. Ihre Kunst zieht Patienten von weit her, nicht zuletzt aus Rußland, in die Königsberger Kliniken. Vor allem können die Naturwissenschaften eine Reihe hervorragender Gelehrter unter den Inhabern ihrer Lehrstühle anführen. Bessel, von 1810-46 in Königsberg, einer der berühmtesten Astronomen seiner Zeit – ihm verdankt die Universität ihre Sternwarte –, erbrachte hier durch die Entfernungsbestimmung eines Fixsterns die endgültige Bestätigung des kopernikanischen Weltbildes, um die drei Jahrhunderte sich vergebens bemüht hatten. Dem Zoologen Karl Friedrich von Baer, der, von der Naturphilosophie Schellings ausgehend, den Weg zur Begründung der modernen Entwicklungsgeschichte fand, glückte an der Universität Königsberg, der er von 1817-34 angehörte, die wissenschaftlich folgenreiche Entdeckung des Säugetier-Eies. Helmholtz, gleichbedeutend als Physiker wie als Physiologe, hatte von 1848-55 den Lehrstuhl der Physiologie inne. Er lieferte in Königsberg die exakte Begründung des von

Robert Mayer gefundenen Prinzip des Erhaltung der Energie, maß hier zum ersten Mal die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Nervenreizes und konstruierte hier den Augenspiegel. Nicht minder große Namen finden sich unter den Königsberger Mathematikern, von denen nur zwei genannt seien: Franz Ernst Neumann, der die mathematische Physik in Deutschland begründete und bahnbrechende Arbeiten zur Wellentheorie des Lichts und zur vor-maxwellischen Elektrodynamik veröffentlichte, und David Hilbert, von 1886-95 in Königsberg, der die axiomatischen Grundlagen der mathematischen Wissenschaften erarbeitete und als einer der ersten die Bedeutung der Relativitätstheorie Einsteins erkannte.

Die Vertreter der philosophischen und philologischen Wissenschaften stehen ihren naturwissenschaftlichen und mathematischen Kollegen an Bedeutung kaum nach. Den Lehrstuhl Kants erhielt 1809 Friedrich Herbart, der auf die Psychologie und Pädagogik weitreichenden Einfluß gewann. Sein Nachfolger wurde 1833 Karl Rosenkranz, ein Hegelianer, der die Philosophie seines Lehrers im Sinne eines Theismus fortbildete und ihre Prinzipien auf einzelne Wissenschaften wie die Ästhetik und die Literaturgeschichte anwandte. Unter den Philologen ragte Christian August Lobeck hervor, der von 1814-57 in Königsberg lehrte und berühmt wurde als wütender Gegner Creuzers, des Heidelberger Mythologen der Romantik. Klassischer Philologe wie er, vor allem aber bekannt als Germanist, war Karl Lachmann (1815-25). Als erster wandte er die textkritische Methode der klassischen Philologie auf altdeutsche Dichtungen an. Seine durch die Homer-Kritik Wolfs angeregten Nibelungen-Studien, die das Epos in zwanzig Einzellieder zerlegten, blieben das ganze Jahrhundert hindurch in Geltung. Die Geschichtswissenschaft fand in Johannes Voigt einen namhaften Vertreter (1823-63), der in einem vielbändigen, noch von romantischen Ideen abhängenden Werk die Geschichte des Preußischen Ordensstaates behandelte. Äußerst fruchtbar für seine Heimatstadt wurde das Wirken Ernst August Hagens. Ihm gelang es, in dem kunstarmen Lande das Interesse für Kunstgeschichte zu wecken. Die Errichtung eines Lehrstuhls für Kunstgeschichte, des ersten deutschen überhaupt, den er selbst lange Zeit innehatte, die Gründung der Kupferstich-Sammlung der Universität, der Königsberger Kunstakademie und der Städtischen Gemäldesammlung geht auf seine tätige Anregung zurück.

Im Wilhelminischen Reich nahm die Albertina am allgemeinen Aufschwung der Universitäten in Deutschland teil. Die Zahl ihrer Ordinariate vermehrte sich beträchtlich: 1862 waren es dreiundreißig, beim Universitätsjubiläum 1894 besaß sie neunundvierzig Lehrstühle. Auch die Zahl der Studenten, die vor 1848 höchstens vierhundert betragen hatten, wuchs an, erreichte 1904 das erste Tausend und stieg bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges auf ein-tausendsechshundertfünfzig. Doch nehmen diese Jahre der Universität ihre Eigenart. Sie wird eine deutsche Universität wie andere auch. In der fortschreitenden Entwicklung der Wissenschaften bewahrt sie eine konservative Haltung.

Nach dem ersten Weltkrieg – die politische Geschichte Deutschlands bestimmt

auch jetzt noch ebenso wie früher die Kapitel ihrer Geschichte –, als Ostpreußen wieder „Insel“ ist, wie im 16., 17. und 18. Jahrhundert (erst Friedrich der Große stellt durch die Erwerbung Westpreußens die unmittelbare Verbindung mit dem übrigen Preußen her), geben großzügige Maßnahmen der preußischen Regierung der Albertus-Universität eine überprovinzielle Bedeutung. Sie wird das Zentrum einer intensiven geistigen Strahlung, die nicht nur das kulturelle Leben Ostpreußens durchdringt, sondern auch die Ergebnisse deutscher wissenschaftlicher Forschung in den baltischen Ländern verbreitet. Die Universität erhält ein eigenes Kuratorium, an dessen Spitze Friedrich Hoffmann steht, der ihre Interessen mit unermüdlicher Tatkraft wahrnimmt. Die große Kant-Feier lenkt 1924 die Aufmerksamkeit der internationalen Wissenschaft auf die Universität an der Ostgrenze Deutschlands. Das Kant-Jahr ist auch das Gründungsjahr der „Königsberger Gelehrten Gesellschaft“, deren Veröffentlichungen die hohe Qualität der Arbeit der Königsberger Professoren erweisen. In allen Fakultäten erfolgten zahlreiche Berufungen namhafter Gelehrter, deren Ruf viele Studenten aus dem „Reich“ zur „Insel“-Universität zieht, so daß die Verbindung mit dem Mutterland erhalten bleibt. Die philosophische Fakultät besitzt jetzt vierundvierzig Ordinariate. Die Zahl der Studierenden wächst weit über die Vorkriegsjahre hinaus. Im Sommer-Semester 1929 sind 3402 Studenten inskribiert, davon 2905 aus Preußen, 280 aus dem übrigen Deutschland, 141 aus den abgetretenen Gebieten und 59 aus den östlichen Randstaaten.

Das neue Universitätsgebäude, 1848 für 500 Studenten geplant, erhält einen großen Erweiterungsbau, ein neues Klinikviertel, eine neue Anatomie entsteht, Museen und Institute werden modernisiert, zahlreiche auch neu errichtet, wie das „Institut für Heimatforschung“, das „Institut für ostdeutsche Wirtschaft“ und zahlreiche landwirtschaftliche Institute. Seit 1915 besitzt die Universität einen Lehrstuhl für slavistische Philologie. Jetzt erhält sie ein „Institut für Rußlandkunde“. Universitätswochen finden nicht nur in den größeren Städten der Provinz statt, sondern auch im weiteren Umkreis des Landes, in Schneidemühl, in Riga, in Dorpat.

Der Nationalsozialismus, der sich der Universität brutal bemächtigt, zerstört das kraftvoll und fruchtbar aufblühende geistige Leben der Albertina. Im Sommer 1944 gedenkt sie noch ihrer Gründung vor vierhundert Jahren. Wenige Monate später, im Jahre 1945, als die Sowjet-Truppen nahen, wird sie nach Greifswald verlegt. Mit dem Nationalsozialismus geht auch sie unter.

Die Tradition der Albertus-Universität pflegt heute der „Göttinger Arbeitskreis“ durch die Herausgabe des „Jahrbuchs der Albertus-Universität zu Königsberg/Pr.“ sowie durch die Veröffentlichung von wissenschaftlichen Arbeiten und der „Schriftenreihe des Göttinger Arbeitskreises“, in denen den deutschen Osten betreffende Fragen behandelt werden.

WOLFGANG PAUL

GIBT ES EINE DRAMATURGIE DES FERNSEHSPIELS?

Es reißt heute in Deutschland die Mode ein, die Begegnung mit der dramatischen Kunst auf dem Bildschirm zu suchen, in der häuslichen Intimität der Stube, fern der lockeren Gemeinsamkeit, die das Theater schafft. Das Hörspiel im Hörfunk hat diese Mode vorbereitet, aber die Möglichkeit, mehrere Male wöchentlich sehen zu können, wie irgendwo Stücke aufgeführt und durch die Luft verbreitet werden, veranlaßt uns, zu überlegen, ob es denn eine Dramaturgie des Fernsehspiels schon gibt und wie sie sich andeutet. In den Fernsehbüros findet man Dramaturgen jeder Schule oder auch ganz ohne jede Schule, aber keiner trat bisher an die Öffentlichkeit, um die Geheimnisse seines neuen Fachs zu enthüllen, den Schleier wegzureißen von den Gesetzen, denen das Fernsehspiel unterliegt. Denn einige Gesetze muß wohl die Bildschirm-Dramaturgie führen, sonst käme man mit Theaterdramaturen oder Filmdramaturen aus.

Auf dem Bildschirm, so lautet eine Erfahrung, ist Platz für jede dramatische Aktion, die seit den alten Griechen im Theater und im Hörfunk gespielt wurde. Da aber Dramaturgie kaum bedeuten kann, ein neues Medium der Fernübertragung zum Schuttabladeplatz aller dramatischen Bemühungen seit Sophokles zu machen, sollte man untersuchen, welche Regeln aufzustellen sind, wenn man mit künstlerischem Eifer und der Absicht, ihn der Kritik auszuliefern, inszeniert.

Sieht man den Bildschirm nur als Guckfenster in die Theaterwelt an, so verzichtet man auf eine Dramaturgie des Fernsehspiels. Der Bildschirm distanziert wohl an Stelle der Rampe, der Scheidewand zwischen Akteuren und Zuschauern, aber zugleich wird die optische Wiedergabe auf besondere Weise intim. Es ist, als säße man mit einem starken Feldstecher in der vordersten Parkettreihe und suche sich von der Totalansicht dadurch zu befreien, daß man nacheinander die Akteure heranholt. Der Zuseher eines Fernsehspiels ähnelt jenem bekannten Herrn in der Proszeniumsloge, der mit dem Opernglas sich das heranholt, was er zu sehen wünscht. Dabei muß er nicht unbedingt die Übersicht verlieren, aber er wird doch abgelenkt. Er konzentriert sich, bestimmt durch die Optik, auf Figuren, Köpfe, Beine, Gegenstände, die im Spiel sind, aber nicht unbedingt das Spiel bedeuten. Ein Theaterstück jedoch ist, wenn man es ganz ernst nimmt, nur als Ganzes zu übersehen und zu begreifen. Man muß, gleichgültig, ob man günstig oder ungünstig zur Bühne sitzt, die Übersicht behalten können, um nicht betrogen zu werden.

Hier setzt nun der erste Versuch zu einer Dramaturgie des im Fernsehen gezeigten dramatischen Vorgangs ein. Aus der Ablenkung macht man ein Gesetz und behauptet, die optische Wiedergabe von besonders herausgehobenen Gesichtern, Gestalten, Gegenständen, Versatzstücken ergäbe schon das Neue, nur auf dem Bildschirm zu Verwirklichende. Während auf der Bühne stets der Held im Mittelpunkt steht, kann auf dem Bildschirm jeder zum Helden gemacht werden – wie es dem Regisseur gefällt. Diese Helden lösen einander

ab, vom stummen Helden geht man zum sprechenden Helden über, und endlich rückt auch ein toter Gegenstand zum Helden für kürzeste, aber höchst wichtig zu nehmende Zeit auf. Sicherlich sind hier Anklänge an die Dramaturgie des Films. Dieser aber schafft sich durch das Drehbuch seine eigene „Literatur“, während das Fernsehen bei der Wiedergabe von Bühnenstücken nicht umformt wie der Drehbuchautor, sondern nur einrichtet mit Hilfe des Spielbuchs. Es findet also eine Darbietung von Bühnenstücken unter ganz neuen Verhältnissen statt, wobei der Regisseur mit oder ohne Spielbuch, vorgeplant oder intuitiv, manchmal jedoch auch nur der Schnittmeister nach eigenem Geschmack das Stück verändert. Zur Ablenkung tritt die Regisseur-Optik. Letztere ist viel einschneidender als auf der Bühne, denn dort bleibt auch bei Kornerschen Eingriffen das Ganze erhalten. Im Fernsehen entsteht etwas Neues, eben die für den Zuseher in der Stube freigegebene Sicht.

Daß es zur Zeit in Deutschland so wenige ausgezeichnete Fernsehregisseure gibt, erklärt sich allein aus der Forderung nach der Regisseur-Optik: es werden Persönlichkeiten verlangt, aber wir haben nur wenige, und es gibt zu viele Fernsehspiele. Nun ist die Gestalt, die hier verlangt werden muß, anderen Gesetzen untertan.

Das Fernsehpublikum ist weit entfernt von jener Illusion, die eine Bühne vermittelt. Der Bildschirm verlangt zwar starke Konzentrationsfähigkeiten, aber der Schein des Theaters, in dem doch jede dramatische Kunstaussübung lebt, fehlt. Diese Theaterscheinwelt kann mit allen Dimensionen spielen, aber das Spiel bleibt doch gegenständlich, es ist vermenschlicht. Auf dem Bildschirm wird dieses Spiel auf eine Formel reduziert, die nur *eine* Dimension besitzt. Dieser unterliegt jede Betrachtung. Der Raum, den man im Parkett spürt, entschwindet. Die Aktion findet im Schattenreiche statt.

Wer wird nun getäuscht? Im Studio findet eine ganz andere Handlung statt als auf dem Bildschirm. Im Studio spielt man das Stück, auf dem Bildschirm erscheint ein anderes Stück. Es hat denselben Text, aber gesehen wird das Spiel auf eine neue Weise. Im Studio ist alles Fleisch und Blut wie auf der Bühne. Auf dem Bildschirm agieren Schatten, die nacheinander eingesetzt werden. Das Erstaunen mancher Fernsehregisseure, die zum ersten oder zweiten Male Regie führten, über die Veränderung des Spiels auf dem Bildschirm überrascht nicht.

Mehrere Dimensionen sind auf die Schatten-Dimension reduziert. Das Spiel im Studio täuscht den Regisseur. Das Spiel auf dem Bildschirm täuscht den Zuschauer. Diese doppelte Täuschung ist bisher ein Hemmnis ersten Grades für eine ausgewogene Bildschirmleistung gewesen.

Da jedoch der Zuseher an diese grauweißen, elektronischen Schattendarbietungen gewöhnt ist, nimmt er die Täuschung kaum wahr. Er hat sich längst damit abgefunden. Nur gelegentlich löst er sich zornig vom Bildschirm und fährt ins nächste Theater, um wieder einmal Fleisch und Blut in Aktion zu sehen. Das Schreckliche an diesem Übertragungsmedium ist die Endlosigkeit, in der Orpheus im Schattenreich verweilen muß. Er kehrt nie zurück. Er ist seßhaft geworden und wehe ihm, wenn er daraus nicht das Beste macht.

Gleichzeitig wird Orpheus verkleinert, wenn auch nicht unbedingt verniedlicht. Die Perspektive des Bildschirms macht Zwerge, während auf der Kinoleinwand Riesen entstehen. Zwerge sind nicht so gefährlich wie Riesen für die Aufnahmefähigkeit des Durchschnittsmenschen.

Über Zwerge kann man sich lustig machen – dies erklärt die Neugier der Fernseher, die jedes Fernsehspiel aufnehmen, um nur auf jeden Fall sich über Zwerge ereifern zu können.

Aber Zwerge sind auch gefährlich. Während man über sie lächelt, zwicken sie uns in die Waden. Etwas Hinterhältiges hat die Verzweigung von Bühnenschauspielern auf dem Bildschirm. Sie werden unterschätzt, gleichzeitig ergeben sich für sie groteske Möglichkeiten, den Zuseher zu peinigen, d. h. also auch zu fesseln. Sie sind jetzt noch winzig, dann wieder wachsen sie, bei einer Großaufnahme des Gesichts oder gar nur der Mundpartie, ins Gigantische. Hier sind Parallelen zum Traum zu ziehen, in dem auch jede maßvolle Distanzierung aufgehoben ist. Der Fernseher vor dem Bildschirm träumt ein Stück, das ihm geboten wird. Und der Regisseur gestaltet diesen Traum, er zwingt ihn dem Zuschauer so auf, wie er ihn sieht. Aus dieser Traumbereitschaft des Zusehers ist zu folgern, daß man ihm alles bieten könnte, was dramatische Aktion bedeutet. Aber diese Bereitschaft reicht nicht ins Uferlose. Die Traumfähigkeit erscheint begrenzt. Dies hat nichts mit der Bildung zu tun, auch nichts mit der Phantasie des Zuschauers.

Im Traum folgt man unter Ausschaltung des Verstandes den Bildern. Vor dem Bildschirm aber träumt man mit Verstand. Er ist nicht weggetreten, im Gegenteil, er beeinträchtigt die Traumfähigkeit. So kommen wir zu einem anderen Gesetz für Fernsehspiele: Alles scheint möglich zu sein, aber nur wenig ist möglich.

Wenn das Fernsehen ein Bastard des Rundfunks und des Films ist, dann darf man das Theater seinen Onkel nennen. Patenonkel ist es auf jeden Fall, wenn man das Fernsehspiel betrachtet. Vom Patenonkel bekam es das theatrale Element in die Wiege gelegt, die Abhängigkeit von den dramaturgischen Gesetzen des Theaters. Vater Rundfunk zahlt für das Kind – nicht nur tatsächlich, sondern auch mit funkgewohnten Mitarbeitern, die ihr Leben daransetzen, dem Kind Luft zu schaffen. Von Mütterchen Film ist die Liebe des Fernsehens zum Film aufgekommen. Es ist kaum das, was wir im Augenblick unter Film verstehen. Die Filmiebe des Fernsehens ist oft nur technischer Natur. Die Apparaturen der Fernsehkameras kommen dieser Liebe entgegen. Die Verwendung von Filmtrupps ist unumgänglich. Aber man filmt ja für eine häusliche Miniaturveranstaltung, die nichts mit der Kinoleinwand und ihren ausschweifend veranlagten Möglichkeiten zu tun hat. Wir erinnern uns, in den zwanziger Jahren Lokale besucht zu haben, in denen Schmalfilmvorführungen stattfanden. Sie waren Vorläufer des Fernsehens als „Heimkino“.

Vom Theater übernahm das Fernsehen die dramatische Aktion, die Stücke, die Autoren. Grenzen sind nur dort sichtbar, wo die Moral des Stückes nicht einem Millionenpublikum zugemutet werden kann, das sich auf jeden Fall aus Menschen vieler Altersschichten zusammensetzt und natürlich auch die Jugend einschließt. Konflikte, die sich daraus ergeben, können nie beseitigt werden. Der Fernsehapparat gehört zum Inventar. Die Wohnung gehört der Familie. Die Verantwortung des Federführenden in einer Familie kann nicht auf die Programmredaktion abgewälzt werden.

Wöchentlich mindestens eine Premiere – verteilt auf eine Anzahl von Sendern: es stimmt nicht, wenn man sagt, hier werde das Fernsehen überanstrengt. Der Fundus alter und neuer Stücke steht zur Verfügung. Gelingt es den Dramaturgen, die ausgewählten Stücke für das Fernsehen zu bearbeiten, so steht ihnen alles zu, was bisher für das Theater geschrieben wurde.

Aber sie müssen sich der Mühe unterziehen, diese Stücke für den Bildschirm umzuformen, umzudenken. Hierzu gehört viel Erfahrung: Fernseh-dramaturgen müßten unerbittlich vor den Apparat gesetzt werden, Abend für Abend, um zu sehen, was dort erscheint. Nur durch steten Vergleich können sie zu eigenem Stilwillen kommen.

Hier gibt es jedoch genug Hindernisse. Die Überbeanspruchung der Fernseh dramaturgen läßt es gar nicht zu, jeden Abend vor dem Bildschirm zu sitzen. Hinzukommt in Deutschland das gegenseitige Abjagen von Stoffen, bedingt durch die innere Konkurrenz der einzelnen Rundfunkanstalten. Damit wird freilich eine Auslese vor der Aufführung erreicht, aber es gibt genügend Gründe, sie anderweitig zu vollziehen.

Entscheidend aber ist doch der Regisseur. Ein Dramaturg kann noch so gut ein Stück für den Bildschirm umdenken. Die Optik des Regisseurs regiert bei den Proben, bei der Aufnahme. Sie ist es, mit der die Bildschirmwirksamkeit einer Aufführung steht und fällt. Denn die Schauspieler spielen ja doch nur im Studio Theater – wenn auch unter mehr oder weniger abgewandelten Umständen als auf der Bühne. Dieses Studio-Theater muß gesehen, verarbeitet und weitergereicht werden durch den Regisseur am Schneidetisch. Dorthin, auf die Kontrollgeräte, kommen die Bilder der Kameras. Er muß auswählen, oft im Augenblick der heißen Sendung erst. Er muß so gewandt sein, von der vorher festgelegten Einstellung abzuweichen und sofort das andere Bild auf den Bildschirm zu nehmen. Die künstlerische Profession steht hier immer im Gegensatz zur simplen Aufnahmefähigkeit des Zusehers, den der Regisseur sich in der Stube ausdenken muß.

Je größer das Personenaufgebot ist, desto weniger kann der Regisseur Einfluß auf die Optik nehmen. Was auf der Leinwand sich so schön macht, wird auf dem Bildschirm unansehnlich. Die Menge, die größere Anzahl der Mitwirkenden wird unübersichtlich. Der Chor auf der Bühne ist ein Komplex. Im Fernsehen muß der Chor aufgelöst werden in einzelne Gesichter, Figuren.

Dies führt dazu, anzunehmen, die Dramaturgie des Fernsehspiels entstehe dort, wo nur wenige Personen agieren, möglichst rund um den Küchentisch, den Stammtisch. Die Einheit des Ortes und der Zeit scheint sich wieder anzubieten. Aber damit kehrt man Mütterchen Film den Rücken. Man spielt Molière, aber die Möglichkeiten, die Mütterchen Film in den Bastard legte, werden nicht entwickelt.

Aus diesem Grunde sind auch Ansätze, zu einer eigenen Fernsehspieldramaturgie zu kommen, steckengeblieben. Um den Karren aus dem Dreck zu ziehen, wick man dramaturgisch zum Fernsehfilm aus. Dieser hat den Vorteil, mit filmischen Mitteln gedreht zu werden. Sein Nachteil ist die Dauer, die er theoretisch auf dem Bildschirm haben könnte. Es ist vorstellbar, daß man einen Fernsehfilm vielstündig dreht, ihn in Fortsetzungen bietet. Dies wurde auch realisiert – aber auf Kosten der künstlerischen Absichten, die doch in jede dramatische Aktion auf dem Bildschirm gesteckt werden müssen. Das Überlappen wurde offensichtlich, aber man tat kaum etwas dagegen. Man nannte diese Fernsehfilme zwar Fernsehromane, aber damit gewann man nur Erfahrungen, kein Neuland.

Es wird immer wieder gefragt, warum man denn eine Garde von Hörspielautoren habe – und ganz wenige Fernsehspielautoren. Man hat manche Hörspiele zu Fernsehspielen umgearbeitet. Es zeigte sich dabei, daß die aufs Wort gestellte Aktion des Hörspiels nur ganz selten, in Ausnahmefällen, übersetzbar auf den Bildschirm ist. Es stellt sich bei solchen Unternehmungen heraus, daß der Hörspielautor kein für Auge und Ohr schreibender Autor ist. (Am Rande bemerkt: dies erklärt auch, weshalb wir kaum deutsche Bühnenaufsteller haben, aber um so mehr gute Hörspielautoren.)

Die Einfallsstärke der Hörspielautoren scheint aber den Drehbuchautoren der Filmwirtschaft zu fehlen. Letztere sind spezialisiert. Sie unterstehen Gesetzen der Wirtschaft. Der Hörspielautor ist frei. Aus diesem Grunde sind Drehbuchautoren kaum für Fernsehspiele

erreichbar, ganz abgesehen davon, daß die Bezahlung beim Film viel höher ist. Für etwa 10 000 DM Honorar verlangt das Fernsehen ein fertiges Stück. Für dasselbe Geld liefert der Filmautor die Idee, die Filmnovelle – also den Rohzustand des Millionenprojekts, mehr nicht. Solange aber Ungewißheit über eine Dramaturgie des Fernsehspiels besteht, ist es schwer, Filmautoren zu bekommen.

Fassen wir zusammen: Es gibt keine Dramaturgie des Fernsehspiels. Aber es gibt dramaturgische Möglichkeiten, die noch kaum ausgelotet sind. Hier zeigt es sich, daß man Experimente auf Kosten des Renommees der Funkhäuser nicht ohne Strafe möglichst meidet. Man bleibt bequem – man setzt seine Stellung nicht aufs Spiel. Aber nur durch Experimente kann man alle Möglichkeiten einer eigenen Fernsehspieldramaturgie ausloten. Man wird dabei Rückschläge in Kauf nehmen müssen.

Soweit die deutsche Fernsehkritik seriös ist, wird sie Experimenten entgegenkommen. Aber sie ist erst auf dem Wege, seriös zu werden, es mit der Theaterkritik aufzunehmen, deren Stellung unbestritten ist.

Da es noch keine Dramaturgie des Fernsehspiels, aber viele Hinweise auf die eigene Gesetzmäßigkeit eines Spiels für den Bildschirm gibt, sollte man dort, wo man Stücke sucht, vielleicht das Studio-Projekt der größeren Theater aufnehmen, die Werkstatt-Fernsehbühne. Es ist dabei an Aufführungen zu denken, die nach dem für die Masse verbreiteten Abendprogramm Experimente liefern. Der simple Fernseher braucht sie nicht zu sehen, das abendliche Soll wird anderweitig erfüllt. Ohne diesen Werkstattcharakter, der ohne weiteres zu finanzieren wäre, kommen wir nicht zu einer eigenen Dramaturgie des Fernsehspiels. Es genügt nicht, Stücke mit außergewöhnlichen Tendenzen und darstellerischen Möglichkeiten im Büro der Dramaturgen zu lesen und wieder zurückgehen zu lassen, wenn sie nur irgendwie neue Wege aufzeigen, die dann vom Regisseur erschlossen werden müssen.

Der Regisseur ist in dieser Situation eine Schlüsselfigur aller jener dramatischen Bemühungen, kein Theater im Fernsehen zu bringen, sondern Fernsehspiele, dramatische Aktionen meinetwegen mit epischer oder gar lyrischer Schwerpunktbildung, die das Interesse einer Minderheit beanspruchen dürfen.

Der Fernsehspieldramaturg muß hier Hilfestellung leisten. Vielleicht erhält er auf diese Weise endlich die Unterlagen für seine Daseinsberechtigung: nicht Dramaturg sondern Fernsehspieldramaturg zu sein.

Eine „ideale Wurstzeitung“ hat Wilhelm Grimm durchaus wohlmeinend die „Berliner Abendblätter“ genannt, die vor 150 Jahren, am 1. Oktober 1810, das Licht der Welt erblickten: acht Pfennig das Exemplar, acht Groschen das Vierteljahrs-Abonnement, bei täglichem Erscheinen, was der Neugründung vor andern bewährten Berliner Gazetten wie der Vossischen und der Spenerschen, die beide dreimal in der Woche herauskamen, einen verheißungsvollen Vorsprung gab. Vier Seiten im Oktav-Format – so daß die jetzt bei Cotta wieder erschienene Faksimile-Ausgabe (ein Nachdruck der zuerst 1925 von Minde-Pouet besorgten) ein Buch ganz in der Art der Dieterich- oder Kröner-Taschenbücher ergab. Auf diese, von *Helmut Sembdner* mit Nachwort, Quellen- und Autorenregister versehene Edition beziehen sich unsere Randbemerkungen.

Verweilen wir gleich noch ein wenig bei den Brüdern Grimm, die zu den Berlinern, vor allem zu Arnim, lebhaft Beziehungen unterhielten und die dortigen Vorgänge und Publikationen mit erstaunlicher Treffsicherheit glossierten. Beide hatten sich schon über den zuerst im Dresdener „Phöbus“ gedruckten *Michael Kohlhaas* mit großer Wärme geäußert. Der „Phöbus Kleist“, wie Brentano ihn nannte, war, laut „Intelligenz-Blatt“, am 7. Februar 1810 in Berlin angekommen. Arnim lernte ihn bei einem Empfang kennen, den Hitzig, der spätere Verleger der Abendblätter, zu Ehren Fouqués veranstaltete: „Hast Du seinen Kohlhaas gelesen? Eine treffliche Erzählung, wie es wenige gibt“, schrieb er an Wilhelm Grimm, und von ihrem Autor: „Er ist der unbefangenste, fast zynische Mensch, der mir lange begegnet, hat eine gewisse Unbestimmtheit in der Rede, die sich dem Stammern nähert, und in seinen Arbeiten durch stetes Ausstreichen und Abändern sich äußert, er lebt sehr wunderlich, oft ganze Tage im Bette, um da ungestörter bei der Tabakspfeife zu arbeiten.“ Noch Ende 1809 hatte Kleist als verschollen, als in Prag im Spital verstorben gegolten. Nun war er da. Die ziemlich zahlreichen zeitgenössischen Berichte aus diesem ersten Berliner Jahr geben von seiner Erscheinung, seinem Wesen fast unheimlich deutlichen Begriff. Was für scharfe Beobachter doch die Hauptmatadore der romantischen Dichtung waren! Es erinnert an die ebenso scharfpointierten Bildniszeichnungen der Overbeck, Schnorr, Fohr usw. So wenn Brentano um dieselbe Zeit an Wilhelm Grimm berichtet: „Der Poet Kleist, den Müller einmal totesagt . . . ist frisch und gesund unser Mitesser, ein unteretzter Zweiunddreißiger, mit einem erlebten runden stumpfen Kopf, gemischt-launigt, kindergut, arm und fest.“ In diesem Satz ist kein Adjektiv zuwenig und zuviel, man kann die Worte unmittelbar ins Bild übertragen. Und auch Brentano bekennt, im „Phöbus“ mit ungemeinem Vergnügen die zwei ersten Akte des Trauerspiels *Käthchen von Heilbronn* und die Erzählung *Kohlhaas* gelesen zu haben, „worin vieles sehr hart, vieles aber ganz ungemein rührend und vortrefflich gedichtet ist“. Übrigens waren im selben Tischkreis auch, von Heidelberg her, die Brüder Eichendorff erschienen, nach Brentano „sehr gutmütige, etwas sehr üblige gute, arme Schlucker“. Die Stärke des Eindrucks bezeugt auch eine wiederum unheimlich präzise Notiz der Rahel Varnhagen, aus einem zehn Jahre später geschriebenen Briefe: „Ich mußte den ganzen Abend nur! mit Heinrich Kleist und Adam Müller sprechen; weil Achim Arnim und Clemens Brentano in schwarzen Teekleidern und Bestrumpfung aus Respekt vor der interessanten vornehmen Dame (sie hatte sich ein Pseudonym zugelegt) rempart spielten und niemand in der Hitze heranließe. Kleist, mit

straßenbeschädigten Stiefeln, und ich lachten heimlich in einem Winkel und amüsierten uns mit uns selbst.“

Schleiermacher predigte in der Dreifaltigkeitskirche aus Anlaß des Todes der Königin Luise, und Kleist, Müller und Pfuel verteilten sich, wie Pfuel berichtet, in verschiedenen Kirchen, um die Leichenpredigten zu hören, waren aber von keiner befriedigt: „Das sind nun die großen Redner! mit keinem Effekt!“

Es kam der Krach mit Iffland, dem Kleist sein *Käthchen* zur Aufführung angeboten hatte. Iffland ließ die Handschrift liegen und schwieg. Kleist bat um Rücksendung, Iffland wickelte sie – wie Fouqué erzählt – „in Löschpapier, und so findet es Kleist des Abends ohne Billett auf seinem Tisch“. Nachdem Kleist auch noch durch einen Dritten gehört, daß Iffland sich ungünstig über das Stück geäußert habe, setzte er sich hin und schrieb unterm 12. August 1810 an Iffland die ebenso leichtsinnigen wie großartigen Zeilen: „Ew. Wohlgeboren haben mir, durch HE Hofrat Römer, das, auf dem Wiener Theater, bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten, zur Aufführung gebrachte Stück, das *Käthchen* von Heilbronn, mit der Äußerung zurückgehen lassen: es gefiele Ihnen nicht. Es tut mir leid, die Wahrheit zu sagen, daß es ein Mädchen ist; wenn es ein Junge gewesen wäre, so würde es Ew. Wohlgeboren wahrscheinlich besser gefallen haben.“ Er spielte mit dem letzten Satz auf Ifflands stadtbekannte Abartigkeit an, was dieser übrigens nicht krumm nahm. Am selben Tage überließ er das Stück dem Berliner Verleger Georg Reimer zur Buchveröffentlichung; drei Wochen danach auch die Erzählung *Die Marquise von O*. Sie erschien im November zusammen mit *Kohlhaas* und dem *Erdbeben von Chili* in einem Bande, ungefähr gleichzeitig mit dem *Käthchen*. Er hatte also zu Weihnachten Bedeutendes vorzulegen, und die Kritik reagierte prompt noch im November und Dezember, übrigens sehr freundlich hinsichtlich der Erzählungen, während das Stück ziemlich verrissen wurde.

Doch am 14. Oktober – es waren eben zwei Wochen seit Erscheinen der „Abendblätter“ vergangen – schrieb Kleist an Arnim schon von den „vielen Widerwärtigkeiten“, mit welchen „die Herausgabe eines solchen Blattes verknüpft ist.“ Worin aber bestanden diese? Sicher zuerst in den politischen Bedingungen, denen das Pressewesen damals in Preußen unterlag: In der Zensur heißt das, der politischen durch den Grafen Goltz und den Kriegsrat Himly, der literarischen durch Innenminister Graf Dohna und Polizeipräsident Justus Gruner. Davon geben die sämtlichen Nummern des ersten Quartals, also bis zum Verlagswechsel, reichlichen Eindruck. Sembdner hat mit viel Mühe und Umsicht Kleists eigene Beiträge ausfindig und kenntlich gemacht, sie bestehen aus dichterischen Arbeiten – *Das Bettelweib von Locarno*, *Die heilige Cäcilie*, *Über das Marionettentheater*, *Anekdoten und Gedichte* – aus Miscellen politischen wie sonst aktuellen Inhaltes, schließlich aus Umarbeitungen fremder Stoffe.

Den heutigen Zeitungsleser mag der geringe Umfang der „Abendblätter“ befremden, jedoch ist es eine bekannte journalistische Erfahrung, daß vier Seiten schwieriger zu füllen sind als vierzehn, wenn der Inhalt Gewicht haben soll. Als Redakteure von Wochen- und Monats- und Jahresschriften waren Kleist eine ganze Anzahl von Autoren vorangegangen: Claudius, Wieland, die Schlegels, Schiller, Goethe, Hölderlin, Hebel, um nur die wichtigsten zu nennen; meist mit weniger als mit mehr Glück. Kleist war der erste, der es mit einer Tageszeitung, mit der Tages-Aktualität versuchte. Er hatte im Sommer 1810 den *Homburg* beendet, jetzt saß er mit Leimtopf und Schere bewaffnet in seiner Redaktionsstube und machte Umbruch. Und schon wird die andere „Widerwärtigkeit“ offenbar, nämlich die ihm

durch die eigenen Mitarbeiter bereitete! An Arnim, im oben zitierten Brief, klagt er: „Was soll ich mit Euren Aufsätzen machen, die es Euch leicht wird, lustig und angenehm hinzuwerfen, ohne daß Ihr immer die notwendige Bedingung, daß es kurz sei, in Erwägung zieht? Hab ich denn einen bösen Willen dabei gehabt? Und wenn ich aus Irrtum gefehlt habe, ist es, bei einem solchen Gegenstande, wert, daß Freunde Worte deshalb wechseln?“ Kleists von vielen gerühmte „Gutmütigkeit“ wird in diesen Worten spürbar, gemischt mit leiser Angst um guten Fortgang der „Abendblätter“, er stand im Anfang des Unternehmens, und diesem die weitere Unterstützung Achims und Bettinas, die im nächsten März heirateten, zu sichern, mußte ihm wichtig sein. Erinnern wir uns aber auch, daß er, der große Napoleonhasser, in Dresden mit dem Gedanken umging, den *Code Napoleon* zu verlegen, was doch ein fast charakterloses Eingehen auf die Situation darstellte. Kleist war gerade damals, 1807, in besonders glücklicher äußerer Lage – es scheint, daß er im Umgang mit den Realitäten, den bürgerlichen, politischen und geschäftlichen, die Kunst des Abwägens und Abwartens nicht verstand.

Kaum hatte er die Arnims beschwichtigt, nahte neuer Ärger mit dem Prinzen von Lychnowsky, der Anstoß an der bekannten „Anekdote aus dem letzten preussischen Kriege“ genommen hatte, in welcher ein preußischer Tambour, von französischen Gendarmen gefangen und zur Exekution abgeführt, seine letzte Bitte, indem er sich die Hosen abzog, dahingehend äußert, „man möchte ihn in den . . . schießen, damit das F. . kein L. . . bekäme“. Kleist hatte die Schnurre dem „Beobachter an der Spree“ entnommen, – er lebte, was diese Sparte betraf, durchaus von der Hand in den Mund – und sie auf seine Weise in Form gebracht, mit der Einleitung: „Den ungeheuersten Witz, der vielleicht, solange die Erde steht, über Menschenlippen gekommen ist, hat, im Verlauf des letztverflossenen Krieges, ein Tambour gemacht“ – und mit dem Schluß: „Wobei man noch die Shakespearische Eigenschaft bemerken muß, daß der Tambour mit seinem Witz aus seiner Sphäre als Trommelschläger nicht herausging.“ Um dieselbe Zeit sammelte und schrieb in Karlsruhe Johann Peter Hebel seine Kalenderschnurren, und es wäre vielleicht einmal einer Dissertation würdig, die Verfahrensweise beider Erzähler, des preußischen und des badischen, hinsichtlich Erfindung, Stoffwahl, Verarbeitung, Zuspitzung usw. miteinander zu vergleichen. Hebel ist der einzige, der ernsthaft als Vergleichsperson in Frage kommt. Und es wäre reizvoll, zu wissen, ob Kleist außer dem „Beobachter an der Spree“ und anderen Berliner Blättern etwa auch den „Rheinländischen Hausfreund“ unter seinen Materialien gehabt hat. Gegenüber dem prinzlichen Anstoßnehmer rechtfertigte er sich erstens mit dem Hinweis darauf, daß die Abendblätter – „weil es kein Zentrum der Nation gibt“ – ein Volksblatt seien, zweitens, daß derartige Späße den einfachen Leser dazu reizen könnten, auch andere schwierigere Beiträge zu lesen, drittens, „daß der Kerl, nach meinem innersten Gefühl, verglichen mit dem, was bei Jena vorgefallen, eine so herrliche und göttliche Erscheinung ist, daß mich dünkt, das Unschickliche, was in seiner Tat liegt, verschwinde ganz und gar, und die Geschichte könnte, wie ich sie aufgeschrieben, in Erz gegraben werden.“ Ein Satz nun selber von der römisch gedrungenen Art des Kleistschen Anekdotenstiles, dabei durchzuckt von einem raschen Blitz des Zornes über das, „was bei Jena vorgefallen“. Der Dichter regt sich und schließt den flüchtigen, derben Anlaß in den ihn „verewigenden“ Sprachleib – um, den Brief beendend, dann doch wieder in den Zerebralstil des um jeden einzelnen Abonnenten besorgten Redakteurs zurückzufallen, mit den Worten: „Gleichwohl, mein teuerster, gnädigster Herr, kann man auch des Guten

zu viel tun; und auf Ihre freundliche Warnung aufmerksam (denn mit der guten Gesellschaft möcht' ich es keineswegs gerne verderben), soll wenigstens vorderhand nichts Ähnliches erfolgen.“

Mit dem Briefe vom 24. November beginnen dann die Scherereien mit der Zensur, die Auseinandersetzungen mit Hardenberg – tatsächlich ist in fast sämtlichen Briefen bis Mitte Juni 1811 von nichts, nichts andern mehr die Rede. In einem von ihnen, den an Fouqué vom 25. April, dringt unerwartet, wie der Waldhornruf in Eichendorffs Gedichten, ein Klang aus der gewaltsam unterdrückten dichterischen Welt herauf, man liest es in dem ganzen Wust von Ärgerlichkeiten mit jenem Erschrecken, das einen überkommt, wenn man ungewollt durchs offene Fenster eines Hauses zum Ohrenzeugen eines intimen Gespräches wird: „Ihre liebe, freundliche Einladung, nach Nennhausen hinauszukommen und daselbst den Lenz aufblühen zu sehen, reizt mich mehr, als ich sagen kann. Fast habe ich ganz und gar vergessen, wie die Natur aussieht. Noch heute ließ ich mich, in Geschäften, die ich abzumachen hatte, zwischen dem Ober- und Unterbaum, über die Spree setzen, und die Stille, die mich plötzlich in der Mitte der Stadt umgab, das Geräusch der Wellen, der Winde, die mich anwehten, es ging mir eine ganze Welt erloschener Empfindungen wieder auf.“ Kleist, an einem Frühlingstag über die Spree setzend, in Geschäfte verstrickt – es waren wohl noch die Abendblätter, deren letzte, endgültig letzte Nummer am 30. März erschienen war – und zugleich von unnennbaren Empfindungen von ganz anderer Richtung her angeweht, es ist wirklich ein tief einprägsames Bild, wobei die harmlose Spree fast den Charakter des Acheron annimmt, der im übrigen von geschäftlichen Dingen erfüllte Brief aber den einer nur mit halber Stimme vorgetragenen Elegie, wenn er doch folgendermaßen ausklingt:

„Was schenken Sie uns denn für die Messe? Wie gerne empfinde ich es von Ihnen selbst, liebster Fouqué; ich meine, von Ihren Lippen, an Ihrem Schreibtisch, in der Umringung Ihrer teuren Familie! Denn die Erscheinung, die am meisten, bei der Betrachtung eines Kunstwerks, rührt, ist, dünkt mich, nicht das Werk selbst, sondern die Eigentümlichkeit des Geistes, der es hervorbrachte und der sich, in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit, darin entfaltet.“ Das tönt wie aus der Ferne auf etwas Nahes geblickt, man meint den Gegenstand, um den es kreist, zu erkennen – die Sentenz ist von diesem abgezogen, ohne ihn doch vermissen zu lassen. Doch wird es sich kaum um „das Inliegende“ handeln, welches dem Empfänger dann anbefohlen wird, daß er's „mit Schonung und Nachsicht aufnehme“, also nicht um den eben als Buch erschienenen *Zerbrochenen Krug*, von dem er Fouqué ein Exemplar übersandte mit dem Hinzufügen: „Es kann auch, aber nun nur für einen sehr kritischen Freund, für eine Tinte meines Wesens gelten; es ist nach dem Tenier gearbeitet und würde nichts wert sein, käme es nicht von einem, der in der Regel lieber dem göttlichen Raphael nachstrebt.“

Eine leise Distanznahme also. Der *Homburg* lag vollendet in der Mappe des Dichters, kurz bevor er sich mit den Abendblättern exponierte. Aber – nicht nur das. Blicken wir über die Junigrenze hinaus, die mit der letzten von den Abendblättern handelnden Eingabe an den König vom 17. Juni 1811 gesetzt ist – noch einmal ein Versuch, entweder eine staatliche Anstellung oder eine staatliche Pension zu erreichen –, voraus, so folgt da ein undatierter, von Sembdner mit „Berlin, Juni 1811“ gekennzeichnete Brief an den Verleger Georg Reimer, dem Kleist den Druck des *Homburg* angeboten hatte und dem er nun, mit dünnen, geschäftlichen Worten mitteilt, „daß ich mit einem Roman ziemlich weit vorgerückt bin, der wohl zwei Bände betragen dürfte, und wünsche zu wissen, ob Sie imstande sind –

falls er Ihnen gefiele (fügt er am Rande hinzu) – mir bessere Bedingungen zu machen, als bei den Erzählungen“. Es wird dieser Roman gewesen sein, dessen Entfaltung, „in unbewußter Freiheit und Lieblichkeit“, ihn während des turbulenten Halbjahrs der *Abendblätter* dichterisch am Leben erhielt. Ferdinand Grimm, ein jüngerer Bruder von Wilhelm und Jacob, und bei Reimer beschäftigt, hat in einem Brief vom 1. Mai 1816 seiner Erwählung getan, mit Worten, die auch ihn, wie Jakob und Wilhelm, in die Reihe derer rücken, von denen Kleist nicht bloß Gerechtigkeit, sondern auch Liebe widerfuhr. Es ist sozusagen der Brief eines Lektors, geschrieben in der Freude am unmittelbar bevorstehenden Erscheinen einer bedeutenden Neuigkeit, und er bestätigt: Wenn die Episode der *Abendblätter* für den Redakteur auch fatal ausging, der Dichter hatte dabei dennoch gewonnen.

So sind die „*Abendblätter*“, obwohl sie in Kleists Leben eine Art von halb verzweifelter Eskapade darstellen, doch im Gewebe seines Werkes nicht eigentlich ein Fremdkörper, mit diesem vielmehr durch mannigfache Fäden fest verbunden. Und man muß es als einen Beweis des tiefen Ernstes ansehen, mit welchem er im Spätsommer 1810 seine Zeitung vorbereitete, daß er an die Spitze der Eröffnungsnummer vom ersten Oktober ein Gebet stellte. Er kaschierte es im Untertitel als „aus einer indischen Handschrift“ stammend, „von einem Reisenden in den Ruinen von Palmyra gefunden“, und schrieb es dem Zoroaster zu, demselben Religionsstifter, dem sechzig Jahre später Friedrich Nietzsche in seinem dithyrambischen Buche dichterische Erweckung zuteil werden ließ.

Alles in allem, wenn man die „*Abendblätter*“ und die dazugehörigen Briefe aufmerksam studiert, so standen auch sie schon im Zeichen des Unterganges. Elegisch und tragisch dunkelt er in Kleists Beiträge herein, doch um so strahlender hebt sich davon das Eingangsgebet ab, in welchem der Dichter, wie einst Pascal, grandeur und misère des Menschen in wahrhaft erhabenen Sätzen zusammenwirft, zugleich aber auch jene kontingente Möglichkeit beschwört, daß es dann und wann einem gegeben sei, „die Torheiten und Irrtümer seiner Gattung“ zu überschauen. Wann und wo ist es sonst einmal in der europäischen Zeitungsgeschichte vorgekommen, daß der Herausgeber oder Redakteur – Kleist war ja beides – mit so hohem Anspruch, so mächtiger Hoffnung ans Werk ging wie Kleist in diesem Gebete, wenn er fortfährt: „Ihn rüstest du mit dem Köcher der Rede, daß er, furchtlos und liebeich, mitten unter sie trete und sie mit Pfeilen bald schärfer, bald leiser, aus der wunderlichen Schlagsucht, in welcher sie befangen liegen, wecke. Auch mich, o Herr, hast du, in deiner Weisheit, mich wenig Würdigen, zu diesem Geschäft erkoren; und ich schicke mich zu meinem Berufe an.“

Kleists Freunde werden das mit Ergriffenheit gelesen haben. Vom Berliner Leserpublikum wird man kaum ebenso hoch denken dürfen. Dieses hielt sich vielmehr an die der ersten Nummer noch durch Extrabeilage hinzugefügten Polizeinachrichten, mit denen als ausgesprochener Lokalspeise Kleist seine Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen hoffte, was ihm einige Wochen hindurch auch gelang. „Heinrich von Kleist“, schrieb F. A. von Stagemann am 9. Oktober 1810, „redigiert jetzt ein *Abendblättchen*, welches so gelesen wird, daß vor einigen Tagen Wache nötig war, um das andringende Publikum vom Stürmen des Hauses des Verlegers abzuhalten. Diesen Reiz gibt ihm die Aufnahme von Polizeinachrichten, die der Polizeipräsident aus Freundschaft suppeditiert. . .“ Mit dem Augenblick, da diese Vergünstigung hinfiel, war es auch – ein halbes Jahr vor dem Tode ihres Herausgebers – für die „*Abendblätter*“ um die Gunst des Berliner Publikums geschehen.

NACHHOLBEDARF AN SEX?

Im Börsenblatt vom 22. November sah man eine Anzeige des Rowohlt-Verlages, in der eine Karikatur aus dem „Daily Express“ wiedergegeben war: eine endlose Schlange von Menschen – die vorderen auf Klappstühlchen sitzend, Kinder, Schnauzbärte, Volk aller Art, vorne auf der Straße zwei Tommies, im Hintergrund ein Berittener – vor einem anscheinend noch geschlossenen Buchladen mit englischer Geduld warten. Im Schaufenster und davor Plakate: „Lady Chatterley's Lover on Sale here“ oder „Lady C., Kiddies will love it“. Im Text der Anzeige selbst tauchte der Titel dann gar nicht mehr auf (nur ein Hinweis auf die nächstens zur Auslieferung kommende Rowohlt-Monographie über D. H. Lawrence), sondern nur noch, im Fettdruck, die Verkaufszahlen: 1.–22. Tausend vergriffen, 23.–31. Tausend vergriffen... 56.–82. Tausend im Druck. Drei Tage später nur konnte eine weitere Anzeige im Börsenblatt triumphierend verkünden: „Lady Chatterley, 100000 im Druck“.

Ähnliches wird, nach dem Freispruch des jahrzehntelang verbotenen Romans, aus England berichtet: eine erste Auflage in einer billigen Taschenbuchausgabe des Penguin Verlages von zweihunderttausend Exemplaren, eine zweite von dreihunderttausend vorgesehen (und inzwischen wohl erschienen), eine normale Buchausgabe geplant. Dokumentarische Aufnahmen von vor englischen Buchläden wartenden Schlangen bestätigten die Karikatur im „Daily Express“.

Haben die Hunderttausende endlich ihr Interesse für hohe Literatur entdeckt? Oder hat jede Buchsaison ihren Schlager, einmal den *Schiwago*, im Vorjahr die *Lolita* und nun, bewirkt durch die wie immer ausgezeichnete Prozeß-Reklame, der skandalumwitterte Roman von einer Lady, die, nach Jahren des Darbens neben ihrem von den Hüften abwärts gelähmten Manne, endlich die Entzückungen der Liebe in den Armen eines Waldhegers erfahren darf?

Es wird erlaubt sein, dem Verdacht Ausdruck zu geben, daß das Interesse dieser gigantischen Zahl von Lady-Chatterley-Liebhabern nicht primär von der literarischen Qualität des Buches angestachelt sein dürfte. Überdies muß es sich im Laufe der Zeit ja herumsprechen, was einsichtige Kritiker in allen Zeitungen festgestellt haben: daß D. H. Lawrence Besseres als diesen Roman geschrieben hat. Bleibt also der ‚Inhalt‘ – die drastische, manches Tabu durchbrechende Schilderung der körperlichen Liebe und der in dem Werk allenthalben verkündete Pansexualismus, in dessen Dienste diese Schilderungen stehen. Offensichtlich besteht bei Hunderttausenden in dieser Hinsicht, trotz Henry Miller und anderer, immer noch ein ungeheurer Nachholbedarf bzw.

ein immer vorhandener Bedarf – ein Faktum, das selbstverständlich ohne jedes Naserümpfen zur Kenntnis zu nehmen ist. Im Grunde wird damit, bei aller ungehörlichen Vorherrschaft des ‚Inhalts‘, auf geradezu eindrucksvolle Weise die Würde und Notwendigkeit der Literatur dokumentiert: erst die schriftliche Fixierung macht die Aktionen des Lebens und des Leibes wahrhaft wirklich und aufs neue begehrenswert.

Gleichwohl stellen sich nach der Lektüre dieses gut dreißig Jahre alten Romans einige Fragen, die einer kurzen Überlegung wert sind. Zunächst wäre zu bedenken, was es mit dem Lawrenceschen Pansexualismus als Weltanschauung auf sich hat. Seine historische Bedingtheit – und Notwendigkeit – ist leicht zu verstehen. Wo offener oder verbrämter Puritanismus das Bewußtsein prägt, muß es notwendigerweise zu einer Gegenbewegung kommen, welche, um mit Jules Romains zu sprechen, den ‚Gott des Fleisches‘ wiederum entdeckt; und dies auch, und zumal, in einem Land, dessen feuchtes Klima seinen Bewohnern den Gebrauch einer nächtlichen Wärmflasche während der meisten Monate des Jahres geradezu aufzwingt. Eine Revolte gegen die Tabus und gegen das Begnügen mit diesen allzu friedlichen Wärmespenderrinnen ist da mehr als naheliegend. Jedoch wird, wer revoltiert und angreift, allzu leicht von seinem Gegner geprägt, und dieser Gefahr ist auch D. H. Lawrence nicht entgangen. Im Kampf gegen die Ideologie des Puritanismus nahm auch sein Plädoyer für die Sexualität ideologische, ja geradezu doktrinäre Züge an. So hat D. H. Lawrence, worüber sich diskutieren ließe, seinen Glauben an die Weisheit des Blutes und des Fleisches nicht nur in theoretischen Schriften (etwa in dem auch deutsch vorliegenden *Spiel des Unbewußten*) verkündet, sondern es ist ihm leider auch unterlaufen – in den Romanen mehr als in den Erzählungen –, daß seine Texte und seine Helden Weltanschauung gewissermaßen ‚ausschwitzten‘. „Die Menschen“, so läßt er beispielsweise seinen Helden an die Lady schreiben, „sollten einfach lebendig und munter sein und an den großen Gott Pan glauben. Er ist der einzige Gott für die Massen, für alle Zeit.“ Wahrscheinlich noch gravierender als derartige Exkurse und Glaubensbekenntnisse – gravierender gerade auch in künstlerischer Hinsicht – ist der Umstand, daß Lawrence recht häufig die Menschen seiner Romane nur unter der Optik seiner Weltanschauung ‚sieht‘ und darstellt. Der arme gelähmte Clifford ist in der *Lady Chatterley* geradezu zwangsläufig in *jeder* Hinsicht ein Krüppel, weil er wegen seiner Verletzung als Mann nicht mehr existiert; dem Liebhaber gehört von vornherein jede Sympathie des Autors, eben weil er, im Lawrenceschen Sinne, ein überaus begabter Liebhaber ist. Und so allenthalben – der Autor ist gerade in diesem Roman von seiner Weltanschauung so präokkupiert, daß er selbst Nebenpersonen nur nach ihrem Schema, und das heißt in Schwarzweißmanier darstellt.

Und merkwürdig, nein, geradezu schon komisch, wie Lawrence in diesem Roman seinen Helden in allen möglichen und unmöglichen Situationen seine eigene Weltanschauung aussprechen oder denken läßt. Während der „Heger“ – der penetrante Symbolgehalt dieser Berufsbezeichnung geht einem bei der Lektüre ziemlich auf die Nerven – seine Lady in einem Londoner Mansarden-

stübchen liebt, gibt er sich kulturkritischen Überlegungen hin. „Ich stehe ein für das Band körperlicher Bewußtheit zwischen den Menschen“, sagte er zu sich, (und der Leser notiert mit Kopfschütteln diese total verunglückte sprachliche Wendung der deutschen Übertragung: daß jemand für ein Band einsteht), und für das Band der Zärtlichkeit. Und sie ist mein Gefährte. Und es ist ein Kampf gegen das Geld und gegen die Maschine und die fühllose Äffschkeit der Welt in allem Ideellen.“

Derartige in dieser Situation nicht zur ‚Sache‘ gehörige Reflexionen stimmen ein wenig skeptisch. *Lebt* man selber wirklich seine eigene Weltanschauung, wenn man sie so apostelhaft verkünden muß? Ist sie wirklich Fleisch und Blut geworden, wenn sie so sehr – bei Lawrence wie bei seinem Helden – eine Angelegenheit des Kopfes und der – jedenfalls in dieser Übertragung – häufig papierdeutsch sprechenden Zunge ist?

Bestünde dieser Zweifel zu Recht, so wäre vielleicht auch jene andere Frage zu beantworten, die zumal dieser Lawrencesche Roman aufwirft: warum nämlich der Autor es für nötig befunden hat, den Akt der körperlichen Vereinigung so häufig so ordinär zu bezeichnen. Von seiner Pansexualität her ist das nicht unbedingt zu rechtfertigen. Eher dürfte dies damit zusammenhängen, daß Lawrence eben nicht nur eine ‚Umzentrierung‘ anstrebte – was zweifellos für ihn vordringlich war –, sondern nebenbei auch der Gesellschaft ins Gesicht schlagen und zugleich sich selber den Rückzug abschneiden wollte. Sind einmal gewisse drastische Worte gefallen, und in der *Lady Chatterley* fallen sie dauernd, so gibt es keine Rückkehr mehr zu jener Schwärmerei der Seelen, die Lawrence ganz besonders verabscheut hat. Auch wäre daran zu denken, ob mit dieser stereotypen ordinären Terminologie der Autor nicht ein Opfer des Zivilisations- und Maschinen-Geistes geworden ist, obwohl oder gerade weil diesem sein Haß gegolten hat. Denn ist es nicht gerade jener ihm verhaßten Zivilisation eigentümlich, daß sie alle Phänomene, und so auch jene vieldeutigen des Lebens und der Liebe, auf einfache Begriffe bringt („sex“ oder „romance“ oder „petting“), mit denen sich so bequem hantieren läßt, als handele es sich um Bausteinchen oder Maschinenteile? Und stanzt der das Geschlecht verherrlichende Weltanschauungseifer dieses Schriftstellers nicht aus dem Material der Sprache immer wieder jenes eine ominöse Wort für die körperliche Liebe auf eine Weise heraus, die lebhaft an die stereotype Arbeit einer Maschine erinnert?

Ein Wort noch zu D. H. Lawrences Haß auf die Zivilisation und den Intellekt, welch letztere ja eng zusammengehören. Man kann es verstehen, daß ein Dichter, der wie Lawrence die Natur liebt, der modernen Industrielandschaft wenig abgewinnen konnte. Auch mag man dem Autor bzw. seinem Helden nicht widersprechen, wenn er die simple Wahrheit verkündet, daß „Leben“ und „Geldverdienen“ nicht dasselbe sind. Aber was hat er zu offerieren? Mit der aus der Wut geborenen Feststellung, daß sich „alles, was jetzt ist, gewaltig ändern“ müsse, ist wenig geleistet. Bleibt zuletzt jene ohnmächtige Utopie, von der der Held dieses Romans am Ende seiner Geliebten schreibt: „Wenn die Männer rote Hosen trügen, wie ich damals sagte, würden sie nicht so viel

ans Geld denken: wenn sie tanzen und springen und singen und fröhlich und hübsch sein könnten, würden sie mit sehr wenig auskommen. Und sie würden den Frauen Vergnügen machen, und die Frauen würden ihnen Vergnügen machen. Sie müßten lernen, nackt zu sein und schön und in der Gemeinschaft zu singen und die alten Tänze zu tanzen und die Stühle, auf denen sie sitzen, mit Schnitzwerk zu verzieren und ihre eigenen Abzeichen zu sticken. Dann würden sie kein Geld brauchen. Das ist der einzige Weg, das Industrieproblem zu lösen . . .“

Nun, Lawrence hat sich in der Farbe getäuscht: statt roter Hosen gab es bald, in einem anderen Land, für die Männer braune und schwarze; auch Abzeichen, auch Gemeinschaftsgesang und den ganzen Schwindel von Kraft durch Freude und Glaube und Schönheit, woran dieser Passus aus der *Lady Chatterley* so fatal erinnert.

Bei allem Respekt vor diesem furchtlosen Apostel und oft unvergleichlichen Erzähler D. H. Lawrence: war er nicht in mancher Hinsicht aus jenem Holze, aus dem, zu seiner Zeit, schon und später, die Faschisten geschnitzt wurden?

R. H.

FESTIGUNG UND ANFANG

Hans Peter Keller: Die nackten Fenster. Gedichte. Limes Verlag, Wiesbaden 1960. 60 Seiten 7,50 DM

Karl Alfred Wolken: Halblaute Einfahrt. Gedichte. Deutsche Verlags Anstalt, Stuttgart 1960. 72 Seiten. 5,50 DM

Man ist als Chronist dessen, was um einen auf dem Gebiete der Literatur geschieht, infolge der übergroßen Nähe sicherlich oft irritiert und neigt zu unrechten Schlüssen, aber – was die Lyrik angeht – so wird man bei aller Vorsicht doch wohl sagen müssen, daß wir uns in diesen Jahren einer bemerkenswerten Fülle von Talenten gegenüber sehen, wie das seit dem Expressionismus nicht wieder der Fall gewesen ist. Die Begabungen drängen sich geradezu. In jedem Jahre, in jeder Buchsaison gibt es „Treffer“. Auch Autoren, die sich weniger ins Blickfeld des allgemeinen literarischen Interesses mit ihren Versen rücken konnten, zählen nicht nur durch die sichere formale und vokabuläre Beherrschung dessen, was sie im

Gedicht mitzuteilen haben. Sie zählen durch die Nuance, auf die es manchmal ankommt, das empfindliche Etwas, das sie – so zart es sich meist dokumentiert – zur spezifischen poetischen Aussage „kräftigt“ und ihnen Unverkennbarkeit gibt.

Zu solchen Dichtern gehört der Rheinländer Hans Peter Keller. Er ist für denjenigen, der unsere Lyrik seit längerer Zeit beobachtet, immerhin seit über zwanzig Jahren sichtbar. Im Kriege schon konnte man seine dunklen, geheimnisträchtig-verschlossenen lyrischen Arbeiten kennenlernen. Seither ist von ihm verschiedenes erschienen. Relativ kurz nacheinander hat Keller in seinem Verlag zwei Gedichtbände vorgelegt. *Die wankende Stunde* vom Jahre 1958 war ein neuer Beitrag zu des Autors Fähigkeit, innere Landschaften eines dunklen, gefährdeten Terrains zu entwerfen. Das geschah nicht selten in einem grübelnden Ton, schwerblütig, schwerlippig, dabei bilderfreudig, mit einem Hang zur Mystifikation. – Die neuen Gedichte, die Keller unter dem Titel *Die nackten Fenster* zusammenfaßte, schlagen zum ersten Male andere Töne an, lakonischer, präziser. Die Prägung ist knapper geworden und verliert sich

nicht in jener früheren Bildertiefe. Sie ist – mit dieser Knappheit – konturierter geworden. Jedenfalls trifft das für viele Stücke, besonders im zweiten Buchteil zu.

Die orgelnde Orphik, die Keller einst interessant machte, die freilich neben ihm mancher andere Poet handhabte, ist weitgehend abgebaut. Das metaphorisch-mystische Reimgedränge verschwand nahezu. Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, wie schnell gerade der Lyriker von seinen eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten zur Wiederholung überredet ist. Man hat in Kellers *Nackten Fenstern* den Eindruck, daß alles – in der dichterischen Konzeption – durch einen notwendigen Filter gelaufen ist, der das Wolkige, Ungefähre aussonderte. Eine Reihe von Stücken hat beinahe sinnspruchähnliche Konzision, eine Dichte, die auf ein bestimmtes poetisches „Fazit“ angelegt ist, das gegen Ende des Gedichtes gezogen wird, dichterisch gezogen wird, also in der notwendigen lyrischen Umkleidung. Es sind meist kurze Arbeiten, die von vornherein diese eigentümliche Genauigkeit mitbekommen haben (Das reicht von der „Lichtung“ bis zur „Mondstrophe“, von „Der Staub“ bis „Tauwetter“). Durch diesen Prozeß wird in Kellers Versen eine Festigkeit erzielt, die noch nicht Verhärtung ist, aber die „weichen Stellen“ von einst, die mystischen Lichterspiele, tilgt.

Anders als Keller steht Karl Alfred Wolken ganz am Anfang. Er hat seinen ersten Versband herausgebracht. Man hört von der Beschäftigung mit Prosa. Wolken, von Geburt Norddeutscher, lebt seit Kriegsende – einunddreißigjährig – in Süddeutschland, hat ein Handwerk ausgeübt, ehe er zum Schreiben kam und erste Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen vorlegte. Unverkennbar ist die lyrische Herkunft Wolkens: sie liegt etwa in der Mitte zwischen Günter Eich und Heinz Piontek. Das sind beides gute Herkünfte. Sie haben ihm eine gewisse Sicherheit mitgegeben, jene Sicherheit, sich nicht von vornherein Experimenten auszuliefern, die sein Talent ins Schwanken brin-

gen und zerstören könnten, denen es jedenfalls vorläufig nicht gewachsen wäre. Man muß erst stärker in der Poesie Fuß gefaßt haben, um sich umschauen zu können! Wolken aber muß zunächst das betreiben, was er erfahren hat: bei sich und bei einigen anderen.

Von der *Halblauten Einfahrt* geht etwas sehr Frisches, Klares, sinnhaft Bewährtes aus. Ein Ensemble von Kleinigkeiten, stofflich, thematisch verstanden, ist ausgebreitet. Die kleinen „Gegenstände“, die raschen „Fühlungen“ sind es, die Wolken gelingen: Jahreszeiten, Begegnungen, Abschiede, flüchtiges Aufblitzen von Neigungen, Melancholien, Befürchtungen, Hoffnungen. Die Scheu weiter als unter die Haut zu dringen in dem, was dargestellt wird, ist sympathisch. Man merkt die Grenze, an die das Aussagevermögen kommt, bei anspruchsvolleren Stücken im letzten Drittel des Bändchens (d. h. der Mehrzahl der Gedichte, die unter dem Titel „Gegend und der Raum zu Flügen“ zusammengefaßt wurden). Schon der von ähnlichen, freilich wesentlich intensiveren Arbeiten Pionteks übernommene Balladenton macht solche Grenze deutlich. Er gerät vorläufig noch ins arrangiert Geschmackvolle. Aber man kann sich an genügend andere Gedichte halten: sehr reine Zeilen von Mohn, Mond, ländlichem Herbst, von Rosen und tiefstehender Sonne, jenen zarten lyrischen Schattenrissen, die nur einem noch unverbrauchten jungen Poeten gelingen und um derentwillen man Karl Alfred Wolkens lyrischen Erstling in stillem Einverständnis mit seiner schönen Dichtung liest.

Darmstadt

Karl Krolow

LYRISCHE KRISTALLE

Franz Büchler: Erde und Salz. Gedichte. Eugen Diederichs Verlag, Düsseldorf und Köln 1960. 46 Seiten. 5.80 DM

Von dem heute 56jährigen, in Straßburg geborenen Franz Büchler erschienen zu Anfang dieses Jahres im Hünenburg-Verlag

Dramen der Zeit; Versuche in der Richtung eines modernen Versdramas, das der Bühne moralische, ja religiöse Funktionen zurückzugewinnen trachtet. Diesem Werk folgt jetzt ein schmaler Lyrikband. Den Lesern der NDH ist der Lyriker und auch der Essayist Büchler kein Unbekannter mehr (siehe Heft 70 und 76).

Treffender vielleicht noch als *Erde und Salz* hätte der Autor auch seine Lyrikpublikation ähnlich wie seine Dramen „Gedichte der Zeit“ nennen können, wofern man diesen Begriff nicht auf seinen engeren sozialkritischen Aspekt einschränken will. Unübersehbar stehen im geistigen Schwerpunkt des Bandes Gedichte wie „Sintflut“, „Zeichen am Himmel“ oder „Atomkantate“. So leise wie eindringlich wird im letzten der zitierten Gedichte das Entsetzliche antizipiert: „Nimm an: er kommt. Der Tod für alle...“, zugleich aber vom Gegenstand lärmender Agitation zur inneren Aufgabe umgewandelt. „Leiste Widerstand! Wortlos“, wie es in „Atomkantate“ heißt. Im Gegensatz zu manchen Gedichten ähnlicher zeitkritischer Thematik, die nur poetisiertes politisches Programm oder modische kulturkritische Attitüde bleiben, ist Büchler eine eigentümlich dichterische Gestaltung solcher Beschwörungen gelungen. Auch in anderen Versen zeigt sich nicht nur allein von der Thematik her ein Hang zum „Zeitgedicht“, sondern auch in der von dieser Gattung seit alters bevorzugten Gestalt des Zweizeilers.

Die meisten Gedichte Büchlers gliedern sich in Strophen, die nur aus einem Verspaar bestehen. In der syntaktischen Formulierung werden kurze knappe Sätze bevorzugt, Genitivmetaphern oft verkürzt durch Bildung zusammengesetzter Substantive: „Kindesufer“, „Bussardkiefer“, „Brustberg“. Das alles unterstützt die Tendenz vieler dieser Gedichte zur Gnome und sentenzartigen Rede: „Die Zeit steht still. Die Zeit verrinnt. / Es schmeckt die Zeit nach Rauch und Wind“ oder „Wer im Nachtgesicht die Sterne kennt, / kann mitten durch die Schlangengrube gehn“ oder „Du weißt noch immer nicht, daß das

Herz / aus Erde gemacht ist und ein wenig Salz.“

Franz Büchler schreibt keine eigentlich „lyrischen“ Gedichte, wenn man darunter Stimmung, singendes Benennen, eine Aufhebung von Ich und Welt oder dergleichen versteht. Selbst seinen Landschafts- und Naturgedichten ist eine eigentümlich spröde Verfremdung des konventionellen Lyrismus eigen. Hierin mag ein geistiges Erbteil seiner Vaterstadt Straßburg wirksam sein: die Teilhabe an französischer *clarté*, das spezifisch romanische Gefühl für Form. So scheinen auch seine Bilder – und es handelt sich andererseits um eine hochgradig blühende metaphorische Dichtung – weniger Emanationen einer betroffenen Seele als Destillationen des Geistes zu sein, weniger unmittelbares „Gemüt“ als strenge Klarheit. „Das Gedicht – dieses ausgehaltene Zögern zwischen Klang und Sinn“, eine solche Formulierung Valérys könnte für viele Gedichte Franz Büchlers gelten. Bei alledem dürfte es kein Zufall sein, daß der Autor eine Vorliebe für geometrische Figuren hegt. „Kreis und Linie“ heißt ein Gedicht, „Farben und Linien“ ein anderes. Tangente, Kurve, Wellen sind weitere oft gebrauchte Metaphern aus graphisch-geometrischem Bereich.

Ein ebenfalls oft wiederkehrender Topos des Bandes ist das „Nichts“. Zwar steht es synonym für die Ohnmacht des Menschen, für den Beweis seiner Vergänglichkeit und den Verlust seiner Existenz, aber der Mensch erfährt für Büchler und die hinter seiner Dichtung spürbare „Philosophie“ gerade in ihm Rettung: „Als letztes sinkt / die Hand. Du weißt noch immer nicht, daß deiner / eine andre sich entgegenstreckt, / die, ohne dich zu halten, hält“. Ein tröstliches Paradoxon des Glaubens. Aus einer solchen gläubigen, durch die Dialektik des Nichts gegangenen Gewißheit sind manche dieser Gedichte geschrieben. Es macht sie über ihre rein poetische Qualität hinaus zu Zeugnissen einer tiefen Humanität des Autors, eines entschiedenen Willens, dem „Mitmenschen davon zu sagen“.

Berlin

Peter Stutzke

Gib mein Volk frei. Acht Negerpredigten von James Weldon Johnson. *Aus dem Amerikanischen von Rudolf Hagelstange. Mit 13 Illustrationen von Gerhard M. Hotop. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1960. 86 Seiten. 8,50 DM*

Nach Negerplastik und Negerschmuck, Negrospirituels und Negerlyrik nun auch noch Negerpredigten; der Rezensent gesteht, daß er dem obengenannten, bibliophil ausgestatteten Büchlein, an dem Rudolf Hagelstange außer als Übersetzer auch noch durch ein Vorwort beteiligt ist, mit gemischten Gefühlen entgegengeht. Diese Gefühle haben bald nachgelassen, sind erst einem etwas unklaren Respekt, schließlich echter Bewunderung, ja Ergriffenheit gewichen. Geblieben ist jedoch die bei vielen Dokumentationen von „Negerkultur“ offene Frage, was an ihnen authentisch, was ein Ergebnis von Bearbeitung und Zwischendiensten sein mag. Vielleicht ist eine solche philologische Fragestellung unserem Buche gegenüber aber kaum angemessen. Es will ja sicher nichts Wissenschaftliches, vielmehr nur ein unmittelbares Erbauungsbuch sein; nur hätte es kaum geschadet, ja am Ende der guten Sache gedient, wenn man vielleicht vorn aus der Einleitung oder hinten durch entsprechende Anmerkungen doch etwas mehr über die geheimnisumwitterte Entstehungsgeschichte dieser sehr eindrucksvollen Texte erfahren hätte. Der als Verfasser angegebene James Weldon Johnson ist jedenfalls nicht der eigentliche Autor der Predigten. „Er hat sie als Kind gehört, im Gedächtnis aufbewahrt und schließlich ‚in Vers‘ gesetzt“, wie in Hagelstanges etwas hilflosem Vorwort zu lesen ist. Ob Herr Johnson nun selber auch Neger ist oder nicht, läßt sich aus den spärlichen Angaben zu seiner Person nicht entnehmen. Seine Autobiographie, gesteht der Übersetzer, nicht gelesen zu haben. Das Büchlein führt im Englischen den guten Titel *God's Trombones*. Für die deutsche Ausgabe haben Herausgeber und Verlag

aber eine abweichende Instrumentierung vorgezogen: nicht mehr „Posaunen“, also Kraft- und Gerichtstöne, sondern Oboen und Flöten. Die Onkel-Toms-Hütte-Melancholie der Sklavenzeit scheint für alle Äußerungen insbesondere der amerikanischen Negerkultur bei uns heute mehr denn je wieder modern geworden zu sein. Auch unser sprachmächtiger Übersetzer, der, soweit sich das kontrollieren läßt, gute Arbeit geleistet hat, kann es sich nicht versagen, sein fünfzehn Seiten langes Vorwort ganz auf diesen elegischen Ton zu stimmen und dadurch, wohl ohne es richtig bemerkt zu haben, Erwartungen zu erwecken, die die Predigten selber glücklicherweise überhaupt nicht erfüllen.

Diese Negerpastoren, die da so mit Vollmacht geredet haben, daß der junge Johnson ihren Ton, ihre Kraft und ihre Bilder nicht vergessen konnte, sind nämlich gar keine seufzenden Sklavensöhne oder unterdrückten Sozialankläger, sondern wunderbar gesunde, ihre persönliche oder rassische Misere bei der Nacherzählung biblischer Geschichte gänzlich beiseite lassende „Kinder Gottes“, die aus der Freiheit und Kraft eines unverstellten Glaubens zu predigen wußten. Vielleicht ist es schon falsch, überhaupt den Begriff Predigt auf ihre Ansprachen und Lehrstücke anzuwenden. Im Grunde handelt es sich um einfache, erbaulich erweckende Nacherzählungen des Bibeltextes, die teilweise ganz dicht am Wortlaut bleiben, teils leicht extemporieren und darin dann Eigenes aus dem Bauch unverbrauchter Bild- und Sprachkraft herausholen. Die Schöpfungsgeschichte lautet hier folgendermaßen: „Dann lächelte Gott und das Licht brach hervor, und das Dunkel rollte zur einen Seite sich auf, und das Licht stand hell auf der andern. Und Gott sprach: das ist gut. Dann holte Gott aus und nahm das Licht in seine Hände, und Gott ballte das Licht in den Händen, bis er die Sonne gemacht. Und er setzte diese Sonne auflodernd in die Himmel. Und das Licht, das geblieben vom Sonne-machen, fügte er zu einem leuchtenden Ball und warf es gegen das Dunkel, übersäend die Nacht mit Sternen

und Mond ...“ Die „Variante“ dürfte in ihrer Art kaum weniger herrlich als das biblische Original sein. Bei anderen Geschichten steht es mit Zutat und Texttreue nicht schlechter: Noah baut die Arche, der verlorene Sohn, der Jüngste Tag, die Kreuzigung. Was das besondere Negergemüt in diese großen Erzählungen aus dem Alten oder dem Neuen Testament hineingebracht hat, liegt nirgends in Richtung einer unbiblischen Sentimentalisierung aufs Soziale oder Nationale hin, sondern eher in einem schönen kräftigen Ausgleich von Gefühl und Gedanke und in mancherlei kecken Seiteneinfällen, wenn es z. B. über die Schlange und ihr Verhältnis zu Eva im Paradies heißt: „Ich denk’ sie vergaß ein Geschenkchen nicht – und wenn’s so was gab in so früher Zeit, so brachte sie ihr einen Spiegel.“ Wie problematisch die Stilisierung des ganzen Büchleins in Titel und Vorwort auf soziale Negermelancholie ist, verrät aber am deutlichsten die Predigt, deren Überschrift die deutsche Ausgabe über den ganzen Band gesetzt hat: „Gib mein Volk frei“; eine kräftige bildhafte Nacherzählung des Auszuges der Kinder Israel aus Ägypten, deren mögliche Parallelen zum amerikanischen Negergeschick der Prediger sich in keinem einzigen Zuge zunutze gemacht hat. Wir möchten sagen: „zum Glück“, denn die Predigten sind „groß“, ja klassisch, weil sie ohne die mindeste Agitation, Romantik und Sentimentalität ausgekommen, ja gar nicht auf derlei Abwege gekommen sind.

Berlin

Joachim Günther

FÜR WEN? FÜR WAS?

Karl Unruh: Alles Fleisch ist wie Gras. Roman. Eckart Verlag, Witten und Berlin 1960. 309 Seiten. 14.60 DM

Die Frage nach dem Sinn scheinbar sinnlosen Todes ist in der erzählenden Literatur am eindringlichsten vor 33 Jahren von dem Amerikaner Thornton Wilder gestellt wor-

den. Daß auch die berühmten Schlußworte der *Brücke von San Luis Rey* diese Frage weder endgültig beantworteten noch sie als literarisches Thema erschöpfen konnten, liegt auf der Hand. Ein Roman, der sie von neuem ernsthaft aufwirft, ist infolgedessen schon allein darum besonderer Aufmerksamkeit wert.

Der 47jährige Karl Unruh, der mit diesem Roman sein erstes Buch vorlegt, hat seinen Stoff aus dem zweiten Weltkrieg genommen. Ein junger Soldat findet – wie der Erzähler, sein Kompaniechef, berichtet – 1944 an der italienischen Front den Tod. Seine drei Brüder sind vor ihm gefallen. Der Vater, Fabrikbesitzer in einer kleinen Stadt, wurde vor dem Kriege von Wilderern erschossen. Der erzählende Oberleutnant, der sich mit dem Schicksal des Jüngsten und dem seiner Brüder seltsam verknüpft findet, bringt die Einzelheiten dieser Familiengeschichte erst nach und nach in Erfahrung. Dabei tritt er, nach dem Ende des Krieges, mit dem Pfarrer der Familie in Verbindung. Durch diesen wird ihm das Schicksal der Mutter der vier toten Söhne bekannt. Gleichzeitig mit der Nachricht vom Tode dieser Frau löst sich die Bindung des Erzählers zu der Tochter des Pfarrers, die einmal die Braut des ältesten der toten Brüder war.

Der überlegte Aufbau des Romans und die zumal in seiner ersten Hälfte wirkungsvoll beherrschte Technik des allmählichen Sichtbarwerdenlassens der Geschehnisse verraten die natürliche Erzählerbegabung des Verfassers. Im Verlaufe des Buches wird die Zeichnung allerdings unschärfer und flüchtiger. Dabei verblaßt vor allem die wichtige Gestalt der Mutter, die – ein wesentliches Moment der Komposition – dem Erzähler nicht gegenübertritt, sondern von der er nur durch Dritte erfährt. Doch trotz dieses Nachlassens bleibt der Fluß der Erzählung ungebrochen. Dem entspricht die Festigkeit der sprachlichen Form, die am stärksten dort wirkt, wo der nüchterne, straffe Ton des Berichtes nicht zugunsten einer lesebuchhaften „Schlichtheit“ aufgegeben wird. Dennoch erheben sich gegen diesen Roman

zwei wesentliche Einwände. Der erste geht auf die Perspektive, aus der hier der zweite Weltkrieg gesehen wird. Natürlich ist das Buch mit seiner Frage nach dem Sinn des Unerforschlichen kein „Kriegsbuch“ in üblichem Sinne. (Unruh: „Die Hauptsache war mir das Schicksal einer Mutter . . . und die Frage, warum der allmächtige Gott, an den ich glaube, manches geschehen läßt, was er eigentlich nach unserer Meinung nicht geschehen lassen dürfte.“) Dennoch ist der Krieg nun einmal Rahmen und Anlaß der Geschichte. Und das Geschehen dieses Krieges sieht der (vom Autor nicht zu unterscheidende) Erzähler des Buches so gut wie ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der soldatischen Bewährung. Auch wenn man nicht an der berechtigten Existenz militärischer Tugenden zweifelt, erweckt die Sorgfalt, mit der hier jede Anspielung auf politische Zusammenhänge, ja selbst die bloße Erwähnung politischer Fakten vermieden wird, fatale Empfindungen. Unruh wäre dem entgangen, hätte er seinen Roman (was die Fabel zuließe) in historisches Milieu, etwa das des ersten Weltkrieges oder eines früheren Krieges, verlegt. Ein solches Milieu hätte die Ausklammerung politischer Bezüglichkeiten ohne weiteres gestattet. Bei der Behandlung des Krieges der Hitlerwehrmacht in einem Werk erzählender Prosa dagegen ist diese Ausklammerung gleichbedeutend mit einer Verfälschung. Unruh verschweigt, für wen und für was sich die teils mehr, teils weniger tapferen Soldaten seines Buches eigentlich bewähren. Er verschweigt, daß diese Frage – „Für wen? Für was?“ – sich schon damals, in den letzten Kriegsjahren, zahllosen Deutschen mit und ohne Uniform stellte. Er verschweigt, daß diese Frage – „Für wen? Für was?“ – die ganze folgenschwere Tragik der enormen militärischen Leistungen offenbart, die im Dienste des Antichrist vollbracht wurden. Vor dieser Problematik verschließt Unruh offensichtlich die Augen. Solche (sicherlich gutgläubige) Blindheit verbaut ihm denn auch – und damit erhebt sich der zweite Einwand – in der „Hauptsache“

seines Buches den Weg zu einem Resultat. Gewiß, auf die Frage nach dem Sinn des Unterganges von vier hoffnungsvollen Söhnen einer Mutter gibt es keine befriedigende Antwort. Selbst dem Gläubigen erteilt die Religion angesichts solcher Prüfungen nur den Auftrag zu einem Übermaß von Demut. Aber Unruh geht auf die christliche Antwort nicht einmal wirklich ein, trotz aller Bibelzitate, deren eines (Jes. 40, 6) seinem Buch als Titel dient. Er geht vorbei an der Frage nach der Schuld, der individuellen wie der allgemeinen, obwohl doch diese Frage bei der Erforschung von Sinnzusammenhängen im menschlichen Schicksal als erste gestellt wird, und das nicht nur in der christlichen Lehre. Er gibt im Grunde nicht mehr als die Konstatierung eines großen Unglücks, das durch den an und für sich recht charakterbildenden Krieg über eine Familie hereinbricht. Seinem redlichen Reserveoffizier, der auch nach dem Kriege noch immer unsichtbar die Uniform mit den Idealen des Frontsoldaten trägt, fehlt die Brücke, von der in jenen letzten Sätzen bei Thornton Wilder die Rede ist: „Da ist ein Land der Lebenden und ein Land der Toten, und die Brücke zwischen ihnen ist die Liebe – das einzige Bleibende, der einzige Sinn.“

Berlin

Hans Kricheldorf

LANDSCHAFT UNTER GLAS

Gerd Gaiser: *Am Paß Nascondo. Carl Hanser Verlag, München 1960. 248 Seiten. 13,50 DM*

Noch deutlich entsinnt sich der ältere Leser jener Zeit um 1930, als Ernst Jünger von seinen Erkundungen im Unbetretbaren Bericht gab – es ging Faszination aus von diesen wie mit einer magischen Feder geschriebenen Fragmenten. Ein Zwischenreich wurde sichtbar, für das es auch Namen gab: Mauretanien oder, später, Heliopolis und andere, und es dauerte eine Weile, bis wir uns darin zurechtfinden. Nicht erleichtert, sondern erschwert wurde der Zugang dort-

hin durch die gläsern klingende Sprache, die dem Autor zusammen mit der Entdeckung jenes Zwischenreiches zugefallen war.

Dreißig Jahre sind seitdem vergangen. Die anfängliche Faszination hat sich bei späteren Büchern Ernst Jüngers so nicht mehr eingestellt; vielmehr wurde bisweilen der Verdacht wach, daß die ursprüngliche Eingebung einer Stilmanier gewichen sei. Sei dem wie immer – zu Ernst Jünger gehört dieses Instrument sozusagen urheberrechtlich, auch wenn es gegen Nachahmung nicht geschützt ist. Mindestens im Essaybereich hat es ja Nachfolge gefunden, etwa bei Gerhard Nebel oder Jürgen Rausch. Und wenn ein Autor sich als stilbildend erweist, so ist gegen diejenigen, die ihn sich zum Muster nehmen, auch gar nichts einzuwenden: Manchmal geht es gut, manchmal weniger gut.

Was haben diese Gedanken mit Gerd Gaisers neuem Buche zu tun? Ist auch er ein Nachahmer Ernst Jüngers? Ich möchte das nicht behaupten. Aber daß sich während und nach der Lektüre des Buches die Erinnerung an Jünger einstellt, recht intensiv sogar, muß ich bekennen. „Zu den vielen Unverständlichkeiten von Calvagra gehörte, daß eine Macht, die fast keinen Verkehr über ihre Grenzen dulden wollte, den Abschnitt an der Kleinen Magura achtlos liegenließ. Man wende nicht ein, daß die wirren Gelände dort Hindernis genug bildeten und daher eine Bewachung erübrigten. Eben solche Strecken ziehen ja den verbotenen Übergang an.“ Man könnte sagen: eben solche topographischen Notizen verraten die Jünger-Nähe des Buches. Es hat keinen Untertitel. Es ist kein Roman, sondern eine Folge von locker gereihten „Lageberichten“ mehr als Erzählungen, wobei man den eben gebrauchten Terminus ebenso in seinem geographischen wie in seinem psychographischen Sinne verstehen darf. Ein „Ich“ berichtet, das sich aber gerne als ein „Wir“ gibt, als eine kleine Gruppe also, die um den Paß Nascondo ihr Wesen treibt. Keine Soldaten, keine Wegelagerer, keine Touristen, – sondern? Nennen wir's: Kund-

schafter, Grenzgänger, Pfadsucher – im Unbetretbaren, Niebetretenen. Unmöglich, die Personen oder das Gelände als unmittelbar daseiend zu ermitteln. Auch sie sind in einem Zwischenreich angesiedelt, einem, was Farben und Namen betrifft, allerdings durchaus südlich-mittelmeerischen. Viel mehr noch als in früheren Büchern frönt Gaiser seiner fast zwanghaften Lust am Erfinden von signifikanten Personen- und Ortsnamen. Es ist keine Pedanterie, sondern nur ein Verweis auf diese irgendwie ins Magische reichende Seite des Buches, wenn ich hier eine Liste von Namen wiedergebe: Proschimur, Vioms, Caschlara, Susurra, Puntmischur, Castelmur, Matassa, Yvun, Ronchi, Curciosa, Treen, Targmüns, Desdemini, Sogno, Modin, Monastir, Groß-Tawe, Bocca Rabiusa – das sind die Landschaftspunkte, die jedoch nur selten deutlicher realisiert werden. Die Menschen, die sich auf dieser alpinen Bühne bewegen, haben meist deutsche Namen: Hagmann, Hedda Löhr, Herse Andernoth, Ness Kämmerer, Claas, Stein, Splittmann, von Truck usw., und auch zu diesen Namen tritt nur selten ein als Person anzusprechender Namensträger. Manche kennen wir aus früheren Büchern des Autors, ja sogar die Leute von Neu-Spuhl treten eine Sekunde lang auf. Manchmal erinnert es an Goethes Art in den Wanderjahren, wo auch Personen gleich Schachfiguren aufgenommen und wieder beiseite gelegt werden, und wo man auch Mühe hat, sich im Szenarium wie im Figurarium zurechtzufinden. Vielleicht ist doch Goethe bei Niederschrift dieses Buches in größerer Nähe gewesen als Jünger.

Die Landschaft hat durchaus das erste Wort, die Personen sind im Verhältnis zu ihr wie auftauchende und sich wieder auflösende Wölkchen. Auch wenn zuletzt die Suche nach Lavinia eine fast tragische Beziehung offenbar macht, tritt die Gesuchte doch nicht aus ihrem „Geheimniszustand“ heraus. Ist's noch ein Mensch, ist's nicht vielmehr ein Idol? Er sucht sie, findet sie, verliert sie wieder, findet sie wieder. Für mangelnde Handlung muß reiche Beschreibung ent-

schädigen, für mangelnden Dialog die ebenfalls reichliche Reflexion. Bisweilen, scheint's, möchte der Autor ins glasflüssige Auf und Ab der Phantasmagorie eine gegenläufige Kraft einschalten, so wenn er die Gespräche im Widerspruch zur bedeutsamen Umwelt sich in unbedeutenden Floskeln bewegen läßt, oder wenn er banale Erinnerungen mitteilt, an die Friedrich-Naumann-Straße oder die Brachvogelstraße in Neu-Spuhl, an die Mauser Lena usw. Allerdings wird derartiges kaum wirksam. Steht ihm doch immer gegenüber die symbolische Anspielung auf kriegerische Auseinandersetzungen zwischen Konföderationen, Königreichen, Mandatsmächten, Exarchaten und anderen politischen Luftgebilden. Zwischenreich. Der Dichter wendet sich vom Zeitleben ab, erschafft sich eine eigene, die Zeit unablässig transzendierende Bühne, eine die Fakten nur noch als Fragmente zulassende Höhenwelt, aus der nun aber auch kein Entrinnen ist. Und so wie man umgekehrt in krass realistischen Romanen nach ein wenig „Transzendenz“ seufzt, die einem jedoch verweigert wird, so wird hier die Sehnsucht nach der körnigen Gegenwart irdischer Erde und menschlichen Fleisches allmählich unabweisbar, ohne Erfüllung zu finden. Es ist ein extremes Buch, in dem die Sprache als solche sich mehr und mehr wie ein gläserner Deckel über Personen, Bilder, Töne, Stoffe legt und im Leser eine Art von artifiziellem Schwindel erzeugt. Ich glaube nicht, daß auf diesem wenn auch von Goethe und Jünger bewachten Wege noch mehr zu erreichen ist als eben dies.

Berlin

Kurt Ihlenfeld

ALTES UND NEUES RUSSLAND

Jurij Olescha: *Neid*. Roman. Ausgewählte Erzählungen, Aufzeichnungen. *Aus dem Russischen von Gisela Drohla*. Insel-Verlag, Wiesbaden 1960. 228 Seiten. 12.80 DM

Jurij Olescha wurde 1899 geboren. Er gehört zur letzten Generation bedeutender russischer Schriftsteller. Obgleich er in Jelisawet-

grad zur Welt kam, bezeichnet er Odessa als seine Heimat. Hier, in diesem höchst merkwürdigen geistigen Klima, das Paustowskij in seinen Erinnerungsbüchern so eindrucksvoll beschrieben hat, wuchs er auf, in diesem sonderbaren Miteinander von russisch-byzantinischen Traditionen, Levante, jüdischem alttestamentarisch-strengem Familiensinn und agiler Geistigkeit. Isaak Babel und Ilja Ilf kamen aus Odessa. Der Lyriker Eduard Bagrizkij stammte ebenso aus diesem Milieu wie die geigenden Wunderkinder Mischa Elman und Jascha Heifetz sowie David Oistrach. Hier wurde geistige Toleranz geübt, die Kunst war ein fester Bestandteil auch des wirtschaftlichen Lebens, Beherrschung der Form eine Selbstverständlichkeit.

Olescha wirkte nur sieben Jahre lang. Als Achtundzwanzigjähriger schrieb er seinen Roman *Neid*, der ihn mit einem Schlag berühmt machte. In seinem 35. Lebensjahr verstarb er. Der aufkommende Stalinismus hatte für einen echten Humanisten und Individualisten wie ihn keinen Platz. Physisch überstand er die schweren Zeiten, ja, was erstaunlicher ist, anscheinend überlebte er sie auch geistig. Im Januar dieses Jahres veröffentlichte die Zeitschrift „Moskwa“ das Ergebnis einer Umfrage bei bedeutenden zeitgenössischen Sowjetschriftstellern über ihre Beziehungen zu Tschekow. Unter den Befragten befand sich auch Olescha, obgleich seit 25 Jahren kein neues Werk unter seinem Namen erschienen ist. Nach seinem Tod am 10. Mai brachte die „Literaturzeitung“ einen ehrenden Nachruf. Wahrlich, ein erstaunlicher Beitrag zur Phänomenologie des totalen Staates!

In seinem Roman *Neid* knüpft Olescha nicht nur an Andrej Belyj, sondern vor allem auch an Jurij Samjatin's Utopie *Wör an*. Das Gegeneinander von Maschinenwelt und Individualismus fesselt ihn. Ebenso wie Samjatin konfrontiert er die alte und die neue Welt. Dieser Dualismus äußert sich fast mathematisch genau bis in die Komposition des Romans: Er zerfällt in zwei gleich lange Teile, die Zahl der handelnden Personen in

zwei gleich große Gruppen, die Sprache in zwei Sprachen, denn der Geist in der Krise kristallisiert sich für ihn, den Schriftsteller, ebenso wie für Samjatin in der Sprache. Zwei Welten stehen sich feindlich gegenüber, die Welt des „Wurstmachers“ und gigantischen Speisehausgründers Andrej Babitschew und die phantastische Traumwelt seines Bruders Iwan. Zum Wurstmacher gesellen sich die beiden Angehörigen der jungen Generation, der Fußballspieler Wolodja, der sich danach sehnt, wie eine Maschine arbeiten zu können, und die Tochter Iwans. Zu Iwan aber gehören der verkommene Schriftsteller Kawalerow und die alte, schmierige Anetschka.

Die neue Welt ist ohne Phantasie, ohne Gefühle, ohne Leidenschaften, eine hygienische Welt der Funktionen und der Arbeit. Sie ist im Begriff zu siegen, aber noch ist die alte Welt vorhanden. „Jahrtausende liegen da wie eine Abfallgrube. In der Grube ein wüstes Durcheinander von Maschinen, Eisenstücken, Stangen, Schrauben und Sprungfedern ... eine dunkle, düstere Grube. Und darinnen glimmen phosphoreszierende Pilze – Schimmel! Das sind unsere Gefühle!“ – So Oleschas Diagnose.

Ein dialektischer Prozeß spielt sich in der Geschichte ab. Die alte Welt versucht sich durch den Neid, der dem Roman den Namen gegeben hat, an der kommenden Epoche zu rächen. „Treten Sie geräuschvoll ab, das ist die Hauptsache. Damit eine Schramme in der Fratze der Geschichte zurückbleibt – tun Sie etwas, glänzen Sie, hol Sie der Teufel“, sagt Iwan zu Kawalerow, und er weist damit auf die Synthese etwa im Sinne von Hegels Geschichtsphilosophie und im Gegensatz zu der des Marxismus-Leninismus, die keine „Schrammen“ zuläßt.

Der Neid hat aber auch noch einen soziologischen Aspekt. Er ist das Gefühl des ausgestoßenen Künstlers, dessen Aufgabe es ist, Leidenschaften darzustellen und der darum und seiner Phantasie wegen in der neuen Welt nicht heimisch werden kann. In ihr ist nur Platz für Andrej Babitschew, nicht aber für den Bruder Iwan, der einen beweglichen, mit Glöckchen behangenen Lampen-

schirm, fast ein Calder-Mobile, erfindet, mit dem man jeden beliebigen Traum erzeugen kann, oder die dämonische Maschine „Ophelia“ baut, die an E. Th. Hoffmanns Automaten erinnert. In ihr ist auch kein Platz für Kawalerow.

In der „schönen neuen Welt“ ist der Weg zum Ruhm für den Künstler versperrt. In ihr heftet er sich an die Erfindung einer Wurst aus Kalbfleisch, die nur 35 Kopeken kostet. Die Sache des Künstlers, flüchtige Gedanken, gleißende Bilder, gelten nichts mehr. Er ist ein Ausgestoßener, der mit den Leuten, die so überaus wichtig für die neue Welt sind, nichts zu tun hat.

Oleschas Roman *Neid* erschien 1927, eine englische Übersetzung gibt es schon seit vielen Jahren, die deutsche Übersetzung kommt spät, aber nicht zu spät, da diese Dichtung am Rande der Zeiten seit ihrem Erscheinen an Aktualität nur gewonnen hat.

Düsseldorf

Heinz Ischreyt

SATIRISCHES FEUERWERK

Wright Morris: *Liebe unter Kannibalen*. Roman. *Aus dem Amerikanischen von Hedda Soellner*. Henri Goverts Verlag, Stuttgart 1959. 248 Seiten. 15,80 DM

„Kannibalenliebe ist kurz und fein, alles daran muß eßbar sein“ – so lautet einer der Schlagertexte, die Wright Morris den Helden seines neuesten Romans imaginieren läßt. Zutreffender als in diesem Zweizeiler ließe sich kaum formulieren, was den Inhalt dieses Werkes bildet – einen Inhalt, auf den der Leser mit Skepsis oder Amusement reagieren mag. Morris geht es einerseits um die idealisierte Form jener Liebe, die sich allein „vom Fleische nährt“; auf der anderen Seite erscheint dieses Ideal ironisch gebrochen, gefiltert durch die Phraseologie der modernen Vergnügungsindustrie. Protagonist des Romans ist das Schlagerkomponistenteam Macgregor und Horter, welches der Autor in Begleitung zweier liebesbereiter Damen nach Mexiko reisen läßt – vorgeblich, um sich von der dortigen Atmosphäre zu einem

Musical inspirieren zu lassen, in Wirklichkeit, um sich dem Nichtstun und der „Kannibalenliebe“ hinzugeben.

Nach seinen bisherigen Werken hätte man gerade von Wright Morris einen solchen Roman am wenigsten erwartet. Noch in *Die maßlose Zeit* unternahm er eine angestrengt bohrende Gewissenserforschung der intellektuellen Nachkriegsgeneration Amerikas, die hohes literarisches Niveau zeigte, wenngleich sie in der Konzeption nicht ganz zu befriedigen vermochte. Um so bemerkenswerter gegenüber der früheren Problemschwere ist nun die ironische Leichtigkeit und Treffsicherheit, mit der hier Personen und Situationen charakterisiert werden (so etwa der Schlagerkomponist Macgregor: „Er hatte ein rundes Gesicht, ausdruckslos wie die musikalische Untermalung eines Films.“). Das satirische Feuerwerk des Romans beleuchtet vor allem die Gefilde der amerikanischen Unterhaltungsindustrie. Die beiden Schlagerverfertiger Macgregor und Horter sind Menschen, die in jedem Moment ihres Lebens unter dem Zwang der Klischees stehen. Ob sie sich nun am Badestrand in Flirts mit karrierebedachten Dämchen einlassen oder im mittelalterlich ausgestatteten „Chateau“ eine extravagante Party zelebrieren, stets erleben sie nur das, wovon Filme erzählen und Schlager singen; andererseits ist ihnen jede Situation willkommener Vorwand, um sie sogleich in neue stereotype Schlagertexte umzumünzen. Dabei ergibt sich die Ironie der Darstellung schon fast von selber, und der Jargon von Reader's Digest schimmert auch noch durch, wenn der Held bemerkt: „Wir waren jeder Zoll der Schlag Leute, die das Leben leben, das allen anderen entgangen ist.“

Als einzige substantielle Beschäftigung der handelnden Personen verdient die Liebe genannt zu werden. Sie wird konsumiert, „wie man Vitamine zu sich nimmt“. Mac, der Komponist, zeigt eine Leidenschaft für sangeslustige, doch ihm klischeehörige „Million-Dollar-Babies“; Horter dagegen, eigentliche Zentralfigur des Romans, entdeckt die Erfüllung seiner Wünsche in einer

animalischen und von konventionellen Rücksichten unbeschwerten „Griechin“. Mit ihr praktiziert er in einer halbfertigen Villa und am Strand von Acapulco eben jene „kannibalische“ Liebe, die nur noch „Strom des Verlangens“ ist. Sie triumphiert über alle Reminiszenzen des bürgerlichen, an Erwerbstrieb gebundenen Lebens – während gleichzeitig das Automobil des Quartetts von Mexikanern in freundlich-unbekümmerter Weise „demontiert“ wird. Damit freilich ist Morris schon bei einem neuen Thema. Am Anfang stand die satirische Anprangerung des alle Lebensbezirke der Amerikaner regierenden Klischees; von dort gelangt er dann zum Hymnus auf die alles vergessen machende heidnische Liebe. Gab sich Morris zunächst als abgebrühter, wenn auch scharfsichtiger Zyniker, so erhält das Geschehen gegen Ende geradezu einen romantisch-mythologischen Unterton. Es ist die Frage, ob es dem Autor gelungen ist, diese beiden Pole seines Romans zueinander ins rechte Verhältnis zu bringen. Denn im Grunde ist der Held, wenn er „kannibalisch“ liebt, kein Schlagerverfertiger mehr, ja er scheint vom Zwang stereotypen Verhaltens erlöst; und doch wird alles mit dem gleichen, ironisch verfremdenden Jargon berichtet. Wer weiß, ob es Wright Morris ernst meint mit seiner Verteidigung der Kannibalenliebe als tendenziell besserem Dasein; ist es nicht ein Zeichen von Resignation, wenn die Konventionslosigkeit der „Griechin“ zu guter Letzt wieder im Schlagertext ironisiert wird: „Kanni-Babys Liebe ist ein gefährlich Ding. Der Knöchel ist ihr lieber als der Ehering...“

Berlin

Ulrich Gregor

OBJEKTIVER GLAUBE

Paul Schütz: *Parusia. Hoffnung und Prophezie.* Lambert Schneider Verlag, Heidelberg 1960. 692 Seiten. 19.80 DM

Paul Schütz, der heute vor der Vollendung seines siebzigsten Lebensjahres steht, hat an seinem Buch sieben Jahre gearbeitet und

während dieser Zeit fast alle Kraft dem einen Werk gewidmet. Das merkt man dem Buch auch an, seiner erstaunlichen Fülle an verwertetem Stoff und bewältigten Problemen. Das Ganze gliedert sich in drei Teile: Prolegomena, erstes und zweites Hauptstück. Schon in den Prolegomena klingt das große Leitmotiv an. Es handelt sich da um ein nicht etwa nur den Theologen berührendes zeitkritisches Werk von höchster Bedeutung und unheimlicher Treffsicherheit. Unsere Gegenwart stellt sich dar als die Welt der „Abwesenheit Gottes“ oder, mit dem bekannten Wort Nietzsches, als die Welt, in der und für die Gott tot ist. Der Genius dieser Epoche ist, wie es dann später einmal heißt, ein dunkler Genius.

Unsere Zeit erscheint gekennzeichnet erstens durch den Mythos der Wissenschaft und zweitens durch die extrem subjektivistische Existenzphilosophie. Beide hängen eng miteinander zusammen, bedingen einander wechselseitig. Der Hypertrophie des rationalwissenschaftlichen Geistes entspricht die Technokratie sowie der politische Totalitarismus. Das zertrümmerte Atom auf der objektiven Seite hat die zertrümmerte Person auf der subjektiven zu einem Gegenbild (469). Im kollektivistischen als dem „verschlossenen“ Staat existiert der Mensch als der in sich gesplante ständig in der Situation des Verrates und der Lüge. Schütz meint, daß nicht nur im Osten, sondern auch im Westen die Entwicklung zum Kollektivismus drängt. In einer solchen Welt steht auch die Kirche immer in der Gefahr, einerseits dem Kollektivismus zu verfallen, das heißt totalitär und autoritär zu werden, und andererseits sich in ihrer Theologie dem existentialistischen Subjektivismus anzugleichen, wie das in der an Bultmann und andere anknüpfenden Schule schon weithin geschehen ist. Schütz erkennt die Wurzel der Entwicklung bis hierher bereits in der Reformation, vor allem in der einseitigen Betonung des sola fide, das, wie sich jetzt zeigt, mit dem gleichfalls reformatorischen sola scriptura unvereinbar ist; denn dieses zweite Prinzip schließt selbstverständlich den Subjektivismus

der Glaubenseinsamkeit aus. Darum geht die „Entmythologisierung“ Hand in Hand mit der „existentialen Interpretation“. „Die wissenschaftliche Wahrheit sondert eine Nährflüssigkeit aus, auf der sich eine ganz bestimmte Bakterie ‚Glaube‘ züchten läßt.“ (162), nämlich der abstrakte, jede objektive Stütze verschmähende Glaube des theologischen Existentialismus. Demgegenüber ist zu sagen, daß das Geschichtsbild der modernen Historiographie und also auch der historisch-kritischen Exegese im Zeichen der kausalen Notwendigkeit steht, die wirkliche Geschichte, von der die Bibel weiß, dagegen im Zeichen der *Freiheit*.

Das erste Hauptstück behandelt den subjektivistischen und formalistischen Glaubensbegriff als einen Versuch der Selbstrechtfertigung des gespaltenen Menschen. Sehr lang und ausführlich setzt sich Schütz mit Kierkegaard, mit dessen Begriffen der Ironie, der Dialektik, der unendlichen Reflexion, der Angst, der Verzweiflung usw., vor allem aber mit der Kategorie des „Einzelnen vor Gott“ auseinander. Ohne Kierkegaard gäbe es weder die Existenzphilosophie noch die moderne abstrakte Glaubentheologie. Der „Einzelne“ ist der Subjektivist katexochen. Mit Präzision arbeitet Schütz hier den überaus wichtigen Begriff der „negativen natürlichen Religion“ heraus, der sich hinter der theologia crucis des zeitgenössischen Protestantismus verbirgt. „Der Fehlansatz Kierkegaards besteht darin, daß er als ‚christlich‘ in Anspruch nimmt, was negative natürliche Religion ist, nämlich die Selbsterfahrung des Menschen: ‚Ich habe gesündigt gegen den Himmel und vor dir.‘“ (303) Man wird Schütz zugestehen müssen, daß er damit eine kaum zu überschätzende Entdeckung gemacht hat. Vielleicht ist er Kierkegaard gegenüber nicht in allem ganz gerecht, aber den theologischen Subjektivismus von heute trifft er zweifellos mitten ins Herz. Dieser Subjektivismus gibt vor, spezifisch christlich zu sein, während er doch in Wahrheit nur dem mythologischen Geist der Epoche seinen Tribut leistet. Der einsame gottentfremdete Mensch wird da zum homo christianus um-

gefälscht. Die Entmythologisierung richtet sich gegen die positive natürliche Religion der Bibel. Heute aber müßte gerade umgekehrt die negative natürliche Religion als unbiblisch aufgedeckt werden. Man darf freilich nicht übersehen, daß nicht nur diese negative, sondern auch die positive natürliche Religion gegenwärtig ihr äußerstes Extrem zu erreichen droht, allerdings nicht in theologischer, sondern in weltlicher Gestalt, nämlich als Politismus, wissenschaftliche Hybris und Technokratie. Die theologia crucis naturalis, sagt Schütz, lebt „aus der Todesweisheit des Fleisches“ (395), sie ist sozusagen die Hoffart nicht der Selbstvergottung, sondern der Selbstvernichtung vor Gott. In ihr gewinnt das Kreuz den Anschein, das eigentliche und einzige Kernstück des Evangeliums zu sein (343). Das Kreuz verdrängt den *Auferstandenen* und Kommenden, weil das menschliche Ich nicht aufhören will, um sich selber zu kreisen, sei es auch nur um sich als das geopfernte, ja verlorene und verworfene. Unter der Maske der Demut erschleicht sich so der Individualismus die Macht über das theologische Denken.

Dem autonomen und damit in fragwürdiger Weise „mündigen“ Subjekt stellt sich die Geschichte historisch als Vergangenheit und dem Kausalitätsprinzip unterworfen dar. Die biblische Verkündigung, die Prophetie dagegen ist in Freiheit offen für die Zukunft, für die Freiheit des auf uns zukommenden Gottes, sowie für Freiheit des hoffenden Menschen. Unter der Dominanz solcher Zukünftigkeit verwandelt sich aber auch die Vergangenheit. „Vom Künftigen her entreißt die Prophetie das Vergangene dem Vergangensein, entreißt sie den Glauben dem Verfallen an das Historische“ (523). Die Freiheit Christi in seiner Parusie und die Freiheit des in Hoffnung antwortenden Menschen klingen *dialogisch* zusammen und lassen die „Dialektik“ des historisch-wissenschaftlichen Denkens hinter sich. Das ist das Thema des zweiten Hauptstückes. Schütz betont mit Nachdruck, daß dem Hoffenden sich am Ende auch die spezifisch antichrist-

lichen Phänomene unserer Zeit als Zeichen des Kommenden darstellen. Deus et in satana agit.

Berlin

Erwin Reisner

VERSUCH ÜBER DEN MENSCHEN

Ernst Cassirer: Was ist der Mensch? Versuch einer Philosophie der menschlichen Kultur. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1960. 292 Seiten. 18.- DM

Cassirers *Essay on Man* wird nun, sechzehn Jahre nach seinem Erscheinen in Amerika, in einer von W. Krampf besorgten Übersetzung dem deutschen Leser zugänglich gemacht – in wenigen Jahren das sechste Buch Cassirers (darunter seine dreibändige *Philosophie der symbolischen Formen*), das in Deutschland und der Schweiz wieder aufgelegt wird. Dennoch wäre es vielleicht zuviel gesagt, von einer Cassirer-Renaissance in der Philosophie zu sprechen, aber der Neuauflage seiner systematischen Schriften kommt offenbar symptomatische Bedeutung zu. Sie entspricht einem Bedürfnis. Wir finden bei Cassirer den Versuch philosophischer Durchdringung und Durchleuchtung des von den Wissenschaften Erarbeiteten, eine Auseinandersetzung mit den philosophischen Fragen, die auf dem Grunde der Wissenschaften liegen. Gerade danach wird seit einiger Zeit immer stärker gerufen. Unter dem Einfluß existenzialistischen Philosophierens galten solche Fragestellungen und Überlegungen philosophisch als suspekt, und die Existenzphilosophie aller Schattierungen bietet auch kaum die methodischen Voraussetzungen, die sie mit den Wissenschaften, soweit diese nicht im engen Sinne „hermeneutisch“ sind wie etwa Literaturwissenschaft oder verstehende Psychologie, ins Gespräch bringen könnten. Daher ist es so verwunderlich nicht, daß man weiter zurück anknüpft, wo die deutsche Philosophie noch voll der Wissenschaft ihrer Zeit zugewandt war. So treffen die Nachlaßschriften Hönigswalds, die Neuauflagen von Werken Cassirers auf ein aktuelles Interesse –

zu nennen wäre auch noch der abgewogene Versuch über Wirklichkeitserkenntnis aus Jonas Cohns Nachlaß: *Wirklichkeit als Aufgabe* (Kohlhammer 1955). All diese Philosophen gehörten dem Neukantianismus an oder gingen, wie Cohn (und der in diesem Zusammenhange nicht zu vergessende Nicolai Hartmann) von ihm aus.

Cassirers Angelpunkt ist, wie der Titel seines Hauptwerkes sagt, der Begriff der symbolischen Form. Der Mensch ist bekanntlich *animal rationale*, ein vernunftbegabtes Lebewesen. Aber, so sagt Cassirer, der Begriff der Vernunft ist zu eng, um die Formen des menschlichen Kulturlebens in ihrem Reichtum und in ihrer Gestalt zu umgreifen. Doch alle diese Formen sind symbolische Formen – die Formen des Mythos und der Religion so gut wie die von Sprache, Kunst und Wissenschaft. Symbol in diesem Sinne läßt sich etwa durch den Gegensatz zum Signal verdeutlichen: Signal ist ein Ereignis, auch dann, wenn es verstanden wird – auch Tiere geben und empfangen Signale. Ein Symbol hingegen hat nur funktionellen Wert, es hat Bedeutung und immer nur auf den menschlichen Geist Bezug.

Man kann darüber streiten, ob Cassirers Theorie der symbolischen Formen zulänglich, ob der Symbolbegriff in diesem Maße ein philosophisches System zu tragen vermag, ob hinter ihm nicht eine allgemeinere Kategorie steckt. Das alles ist Fachdiskussion und hier ohne Belang. Was den Leser interessieren muß, ist die einigende und aufschließende Kraft des Begriffes. Sie ist in der Tat bedeutend. Der Symbolbegriff ist umfassend genug, um den Menschen in den Äußerungen seiner Kultur als ein *animal symbolicum* zu begreifen, und er erweist sich als ein Schlüssel zu intimerem Verständnis der einzelnen Kulturformen: indem sie als symbolische Formen erkannt und betrachtet werden, zeigen sie sich in lebendigem Vollzug.

Der erste Teil des Buches entwickelt die Titelfrage, mit der er überschrieben ist. Das Schwergewicht liegt auf dem zweiten Teil: *Der Mensch und seine Kultur*. Nach einer kultur-

philosophischen Bestimmung des Menschen („Das auffälligste Charaktermerkmal des Menschen, der ihn von allen Lebewesen unterscheidende Wesenszug, ist weder seine metaphysische noch seine physische Natur, sondern seine Arbeit.“) werden nacheinander abgehandelt: Mythos und Religion, die Sprache, die Kunst, die Geschichte, die Naturwissenschaften.

Der schlichte, unpräntentöse Stil (gelegentliche modische Ausdrücke wie „verhaftet“ gehen zu Lasten der im ganzen trefflichen Übersetzung) ist ebenso wohltuend wie die humane Gesinnung, die diesen Versuch über den Menschen trägt.

Hembsen

Jürgen v. Kempfski

NICHT BEWÄLTIGTES MATERIAL

Fleur Cowles: Der Fall Salvador Dali. *Aus dem Englischen von J. und Th. Knust. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1960. 356 Seiten mit 46 Abb. 24.80 DM*

Wenn man sich das Phänomen Dali gegenwärtigt, hat man nicht das Gefühl, sich im Raum eines großen Schicksals der Kunst zu bewegen. Zweideutig, ja vieldeutig ist alles, was der Spanier Dali malt, sagt, schreibt oder sonst tut. Dali ist gewiß interessant, vielleicht bedeutsam, nicht aber wirklich bedeutend – obwohl er oft und ohne Scham von seinem Genie spricht.

Wer sich angezogen fühlt, diesem Phänomen Dali und der Welt seiner vor allem amerikanischen Bewunderer nachzugehen, findet in der Biographie von F. Cowles reiches Material. Die Verfasserin steht sichtlich Dali und seiner Frau Gala nahe, aber sie versucht, Distanz zu gewinnen und in ihrer Darstellung den schillernden zwielichtigen Stoff zu ordnen. Doch einmal in den „Irrgarten“ eingedrungen, wie Fleur Cowles ihr Unternehmen selber nennt, sieht man, wie sie zwischen Kunst, Mache und Psychologie, zwischen vielleicht Echtem, Lüge oder offenkundigem Bluff etwas verloren von Kapitel zu Kapitel schwimmt. Manchmal

ist die Verfasserin vom Charme Dalis bezaubert, dann von seinem Egoismus abgestoßen oder erschreckt von einer seiner zynischen Geschmacklosigkeiten; sie zitiert, oft ziemlich wahllos, Urteile aus der Presse, von Kunsthistorikern, von Freunden und Feinden – ohne sie kritisch abzuwägen. Wie weit das für den Leser „unterhaltend und belustigend ist“, hängt wesentlich von seinem Interesse für den exzentrischen Gegenstand ab, der in solcher Breite geboten wird, daß wir schließlich sogar wissen, welche Dame der Gesellschaft und wann sie den von Dali erfundenen und von Schiaparelli kreierten „Slipper-Hut“ in Venedig getragen hat. Auch sonst wird neben vielem Interessanten jede Trivialität verzeichnet, denn die Verfasserin meint, deren Kenntnis sei wichtig, um das Werk des Künstlers „verstehen und schätzen“ zu können. . . . Material wird also reichlich geboten. Was aber völlig fehlt, ist eine klare und eindringliche Analyse sowohl des Malers wie des Menschen Dali. Und es fehlt ebenso die ernsthafte Untersuchung einzelner Themen, die sich geradezu aufdrängen, wie etwa die Frage nach dem Wesen der Beziehung zwischen Dalis Malerei und der wissenschaftlichen Psychologie, auf die der Maler so großen Wert legt – oder die nach der Art seines auffälligen Katholizismus. (Die Äußerungen eines bekannten französischen Geistlichen, an den Fleur Cowles diese Frage weitergegeben hatte, sind leider so dürftig ausgefallen, daß sie einem Ausweichen gleichkommen.) Von der Biographin um

eine kurze Darstellung seines Tuns gebeten, hat Dali sich u. a. als den „Schöpfer der paranoisch-kritischen Methode“ bezeichnet; aber diese von Dali ausgespielte Karte bleibt von F. C. unbesehen und ungeprüft liegen. Übrigens vergaß Dali in dieser Aufzählung das Malen zu erwähnen. . . . Am interessantesten sind Dalis eigene schriftliche Angaben oder Zitate aus seinen Büchern, was bedauern läßt, daß, wenn schon eine Dokumentation des Phänomens Dali in Deutschland veröffentlicht wird, es nicht seine Selbstbiographie ist, die allerdings große Übersetzungsschwierigkeiten bieten würde. Das Buch von Fleur Cowles bleibt in der Welt einer bestimmten snobistischen Internationale befangen. Wie dieser fehlt der Biographie die innere Orientierung, und es fehlen die Kenntnisse, welche die Voraussetzung für eine nicht nur oberflächliche Ordnung der von Dali reichlich gelieferten Anekdoten, Sensations- und Gruselgeschichten oder Theorien wären. Selbst das dichte Gespinnst von Reklame zu durchdringen, in dem bei Dali Kunst und Geschäft miteinander versponnen sind, konnte ihr bei bestem Willen mit so mangelndem Orientierungsvermögen nicht gelingen, ganz zu schweigen von dem „Vorhang der Paranoia“. Eine ernsthafte und damit auch wesentliche Auseinandersetzung mit dem Phänomen Dali wird nicht geboten. Dafür läßt sich F. Cowles' Buch unbedenklich auf jeder Party hier oder drüben plaudernd zum Gesprächsthema machen.

München

Ernst Saemisch

ZU EINER AUSEINANDERSETZUNG ÜBER PAUL CELAN

Unter dem Titel „Umstrittener Ausflug in die Vergangenheit. Anleihe oder Anlehnung?“ beschäftigt sich in Nr. 265 der Hamburger Tageszeitung „Die Welt“ (vom 11. Nov. 1960) Rainer K. Abel mit Vorwürfen, die, wie er behauptet, von verschiedenen Seiten gegen Paul Celan erhoben worden sind. Er beruft sich auf den Kritiker Curt Hohoff, auf Claire Goll, die Witwe Yvan Golls, sowie auf den Germanisten Richard Exner und meint dann, „man sollte nicht gleich den Stab über Paul Celan brechen; Abhängigkeiten, Einflüsse und Weiterentwicklungen dichterischer Themen und Techniken sind durchaus noch kein Verbrechen!“

Angebrachter als solche Gutmütigkeit, die dem Kritiker mit wenig Kosten zum Gefühl der Überlegenheit verhilft, wäre die schlichte Kontrolle der als Beleg angeführten Gedichtstellen gewesen. Abel hätte ferner prüfen müssen, ob „Abhängigkeiten“ und „Weiterentwicklungen“ in diesen Fällen chronologisch überhaupt möglich sind.

Die Ausführungen von Hohoff im *Jahresring 1955/56* enthalten keine Vorwürfe. Hingegen wurde sein Celan-Zitat, dem er eine Stelle bei Goll gegenüberstellt, von Abel wie auch schon von Claire Goll mit einer Änderung wiedergegeben, durch welche die beiden Verse einander nähergerückt werden. Denn bei Celan heißt es nicht „mein Traum“ (Goll: „meine funkelnden Träume“), sondern „dein Traum“ (*Von Schwelle zu Schwelle*, p. 22). Schon das läßt auf wenig Gründlichkeit und Objektivität schließen. Der Vorwurf des Plagiats stammt von Claire Goll. 1953 schrieb sie darüber einen „offenen Brief“ an verschiedene Kritiker,

Verleger und Redakteure, 1960 erschien ein anderer in der Zeitschrift „Baubuden-poet“. Dabei führt sie Richard Exner als Kronzeugen an, er soll Celans 1952 erschienenen Band *Mohn und Gedächtnis* als von Yvan Golls *Traumkraut* (1951) „inspiriert“ bezeichnet haben. Richard Exner konnte schwerlich wissen, was Claire Goll wußte, aber wohlweislich verschwiegen hat: daß nämlich ein großer Teil von *Mohn und Gedächtnis* schon in dem 1948 in Wien (Verlag A. SEXT) erschienenen Band *Der Sand aus den Urnen* enthalten war, einem Buch, das Celan kurz nach dem Erscheinen einstampfen ließ, das aber Yvan Goll gekannt hat. Wenige Exemplare von *Der Sand aus den Urnen* sind übrigens erhalten geblieben, so daß die Überprüfung der Vorwürfe Claire Golls wie auch der vorliegenden Richtigstellung möglich ist.

Statt vorschnell zu sagen, er könne „Richard Exners Behauptung, *Mohn und Gedächtnis* lehne sich eng an Golls *Traumkraut* an, nicht bestreiten“, hätte Rainer K. Abel den Band *Der Sand aus den Urnen* heranziehen sollen. Daß es ihn gibt, stand anläßlich der Darmstädter Preisverleihung auch in der „Welt“ zu lesen (wenngleich mit der falschen Jahreszahl 1949) – daß der erste Teil von *Mohn und Gedächtnis* ebenfalls *Der Sand aus den Urnen* heißt, hätte ihm die Frage nahelegen müssen, ob die Gedichte dieses ersten Teils nicht aus jener Gedichtsammlung übernommen sind.

Was aber der Band *Der Sand aus den Urnen* beweist, sei zunächst an dem Beispiel gezeigt, das auch Rainer K. Abel im Sinn hat, wenn er sagt: „Es fällt schwer, an die Zufälligkeit der Übereinstimmung zu glauben, wenn wir bei beiden Dichtern der ‚Mühle des Todes‘ begegnen ...“ Schon Claire Goll behauptete 1953: „Ihr mahlt in den Mühlen des Todes das weiße Mehl der Ver-

heißung' ist eine fast wörtliche Abschrift aus Yvans Gedicht: „Le moulin de la Mort“ (Die Mühle des Todes) aus dem Band *Cercles Magiques*, Paris 1951.“ – Das Gedicht „Spät und Tief“ aber, in dem dieser Vers Celans steht, ist unter dem Titel „Deukalion und Pyrrha“ bereits 1948 in *Der Sand aus den Urnen* veröffentlicht worden.

Ein zweites Beispiel: Nach Claire Goll ist die Stelle „ein Halsband aus Händen“ (*Mohn und Gedächtnis*, p. 11) eine Nachahmung von Golls Zeile „ein Halsband aus Lerchen“. Das Gedicht Golls ist nach Angabe von Claire Goll (in der Zeitschrift „Konturen“ März 1953, die das Gedicht veröffentlicht hat) im Winter 1949/50 entstanden. Die betreffende Stelle heißt aber nicht „ein Halsband aus Lerchen“, sondern „ein Halsband von Lerchenliedern“. (Vgl. „Konturen“ März 1953 und Dichtungen, Darmstadt 1960, p. 557.) Entweder zitiert Claire Goll aus dem Gedächtnis, was in einer Anklageschrift wohl kaum das richtige ist, oder sie verändert absichtlich den Wortlaut eines (übrigens ihr selbst gewidmeten) Gedichts von Yvan Goll, um ihn der Stelle in Celans Gedicht näherzubringen. Aber selbst in der authentischen Form hat die Zeile Celan nicht als Vorbild dienen können. Denn sein Gedicht „Talglicht“ entstand fünf Jahre vorher (1945), wurde 1948 in der Wiener Zeitschrift „Plan“ veröffentlicht und dann in den Band *Der Sand aus den Urnen* aufgenommen.

Zum Schluß noch ein drittes Beispiel: Die Zeile „der malvenfarbene Tod“ (*Mohn und Gedächtnis*, p. 13, im Akkusativ) führt Claire Goll in ihrem offenen Brief auf Golls „der veilchenfarbene Tod“ (*Géorgiques Parisiennes*, Paris 1952) zurück. Auch dieses Gedicht Celans („Halbe Nacht“) ist vor 1947 entstanden und steht in dem Band *Der Sand aus den Urnen* (p. 32). Goll selber hat aber nicht vom „veilchenfarbenen Tod“ gesprochen, sein Gedicht „Paris“ (das in Claire Golls offenem Brief groteskerweise mit Celans Ausdruck „Der malvenfarbene Tod“ heißt!) ist in französischer Sprache geschrieben, und die Stelle heißt: „la mort

violette“. 1951 hat Celan den Gedichtzyklus von Goll übertragen, die betreffende Stelle lautet in seinem Manuskript: „der veilchenfarbene Tod“. In Claire Golls Übertragung hingegen, die 1956 erschien, heißt die Stelle „der violette Tod“ (p. 7). Will man also in diesem Fall überhaupt von „Anleihe“, „Nachahmung“ oder „Inspiration“ sprechen, so hat sich Celan nicht von Goll inspirieren lassen, sondern bei der Übertragung eines Gollschen Gedichts von sich selber. Claire Goll jedoch, die Celans deutsche Fassung zuwenig originalgetreu fand, weshalb sie denn auch nicht publiziert wurde, hat nicht gezögert, in dem offenen Brief auf den Wortlaut von Celans Übertragung zurückzugreifen und ihn als eine Zeile Golls auszugeben, um Celan des Plagiats bezichtigen zu können. Anleihe oder Verleumdung?

Berlin

Peter Szondi

BIBLIOGRAPHIE ROMANISCHER ZEITSCHRIFTEN

Die August-September-Nummer der „*Temps Modernes*“ ist eine „numéro spécial après saisie“ – warum die ursprüngliche Nummer beschlagnahmt wurde, findet man nach einigem Suchen im Innern des Heftes, versteckt auf Seite 392: dort hatte eine algerische Studentin über ihren Aufenthalt im Zwangsarbeitslager berichtet, Patrick Kessel hatte eine „historische Studie“ über „Armee und Folter, 1954–1960“ geschrieben, die eine Liste ermordeter Algerier und ein Bericht über die „Jeune Résistance“ („quelque part en Europe“, vermutlich in Frankreich) ergänzte. So fehlen also der vorliegenden Spezialnummer 84 Seiten, auch von den übriggebliebenen sind die beiden ersten unbedruckt: Der Drucker scheute das Risiko und weigerte sich, das mittlerweile berühmte oder berüchtigte „Manifest der 121“ zu drucken, der Leser kann nur die Namen (inzwischen auch sonst weithin bekannt gewordenen Namen) der Unterzeichner kennenlernen, die sich durch

ihren „gewagten“ Akt dem Unwillen des Staates ausgesetzt haben.

Und wie reagieren die anderen literarischen Zeitschriften Frankreichs? Redaktion und Mitarbeiter der „*Lettres Nouvelles*“ lassen sich fast geschlossen in der Liste der „121“ (und ihrer späteren Verstärkung) wiederfinden – die Zeitschrift selbst ist in ihrer neuen Form unbeweglich geworden, unfähig, in den aktuellen publizistischen Kampf einzugreifen. Das Oktoberheft widmet sich den „Jungen französischen Schriftstellern“, besonders jenen, die sich nicht einer werbewirksamen Kategorie (wie *école existentialiste*“, „roman noir“, „nouveau roman“) einreihen lassen. Nadeau hat vor allem erzählerische Texte ausgewählt: von Dionys Mascolo, Claude Ollier, Roger Laporte, Robert Pinget, Jean-Claude Hémery, Robert Paris, Barthélémy, Robert André, Georges Piroué, – daneben Lyrik von Robert Marteau, Gilbert-M. Duprez und einen interessanten Essay über den Essay von Robert Bréchon. Im Anhang berichtet u. a. Raymonde Temkine über Friedrich Dürrenmatt, dessen Theaterstück *Die Ehe des Herrn Mississippi* gerade in Paris inszeniert wurde. (*Der Besuch der alten Dame* wurde 1957 gespielt, die Romane *Die Panne* und *Das Versprechen* liegen in französischen Übersetzungen vor.)

In den beiden „*Esprit*“-Heften vom September und Oktober 1960 schreibt Jean-Marie Domenach über Amerika – zum Manifest wird nicht Stellung genommen („*Esprit*“ tendiert zwar nach links, aber nach der katholischen Linken, und die französische Kirche plädierte für den Staat).

Die beste Stellungnahme zum Algerienstreit und seinen Konsequenzen aber findet sich im Oktober-Heft der „*Preuves*“. Raymond Aron nimmt den Jeanson-Prozeß zum Anlaß, den Begriff Verrat („trahison“) zu erörtern und kommt zu dem Schluß, daß er im Sinne des nationalen Absolutismus nicht

mehr anwendbar sei: Im Streit der Ideologien lassen sich de Gaulle ebenso wie die Vichy-Regierung, die deutschen Offiziere des 20. Juli ebenso wie Hitler als „Vaterlandsverräter“ diskriminieren. Aron nimmt persönlich-subjektiv gegen den Algerienkrieg Stellung, trifft aber, die verschiedenen Standpunkte gegeneinander abwägend, keine objektive Entscheidung. (Im selben Heft eine Erzählung von Pasternak, ein Essay von Serge Doubrovsky über Camus, Herbert Lüthys Bericht von der Berliner Tagung des „Kongresses für die Freiheit der Kultur“.) Im November-Heft der „*Preuves*“ veröffentlicht der „Kongreß“ einen Protest gegen die Maßnahmen der Regierung, dem sich eine Erklärung von Claude Mauriac anschließt (der Sohn Claude gilt als einer der bedeutendsten Film- und Literaturkritiker in Paris und ist demonstrativ aus dem „Comité de la Télévision“ ausgetreten, während sein Vater François in seiner ständigen Kolumne in der Wochenzeitschrift „*Express*“ nach wie vor für de Gaulle eintritt). Das Heft berichtet im übrigen aus Südafrika.

Daß sich in den spanischen Zeitschriften keine Sympathiekundgebungen für die „121“ finden, versteht sich von selbst. In „*Indice*“ (November 1960) werden wieder einmal in recht abstrakter Weise politische Begriffe diskutiert (Santiago Marín: Ist der National-Wille ein Mythos?) – einige Artikel beschäftigen sich mit Franz von Assisi, Villegas Lopez setzt seine Aufsatzreihe über den spanischen Film mit einem Bericht über die Filmhochschule in Madrid fort.

Die „*Cuadernos*“ (November-Dezember) bringen Berichte aus Berlin, aus der UdSSR, Portugal und dem Kongo, – ferner Artikel über den venezolanischen Dichter Gallegos, über Guillén und Unamuno. Ein kleines Sonderheft bringt Auszüge aus den Reden, die während der Internationalen Konferenz des „Kongresses für die Freiheit der Kultur“ in Berlin gehalten wurden (Thema: Demokratie, Nationalismus und Militarismus).

Unter den italienischen Zeitschriften bringt „*Il ponte*“ in seiner Oktober-Nummer eine ausführliche Darstellung der innenpolitischen Zusammenhänge, die zum „Krieg der Manifeste“ in Frankreich geführt haben, auch der Text des Manifests der 121 ist veröffentlicht. Im selben Heft schreibt Arnaldo Cherubini über Tschechow, Gigliola Venturi über seine Reise in Rußland – außerdem wird ein Reisebericht von Brandon Albini aus Kalabrien fortgesetzt, der schon im September begonnen wurde; im September-Heft findet sich auch eine ausführliche Stellungnahme von Marianello Marinelli zu Günter Grass und dem Bremer *Blechtrommel*-Streit.

„*Il verri*“ bringt im August-Heft schwere Kost: „Idealismus und Phänomenologie“,

die „fundamentalen Motive des zeitgenössischen Denkens“ werden untersucht – einige Untersuchungen beschäftigen sich mit Husserl (voran ein Beitrag des italienischen Husserl-Spezialisten Enzo Paci), Einzelbeiträge sind Sartre, Dufrenne und Paci gewidmet.

Das Oktober-Heft von „*Il verri*“ veröffentlicht Gedichte von Saint-John Perse, Ezra Pound und Else Lasker-Schüler. Luigi Rognoni beschäftigt sich mit Debussy, C. Rugafori mit dem Dichter des *Ubu Roy* Alfred Jarry und der an diesen Vorläufer des Surrealismus sich anlehnenen „Pataphysik“. Der Leitartikel aber ist wiederum eine Solidaritätserklärung für die nunmehr von Staats wegen geächtete Gruppe der 121 in Frankreich.

K. G. S.

NOTIZEN

Die Rede von Professor Dr. JOSEF PIEPER „Tradition in der sich wandelnden Welt“ wurde auf dem „Deutschen Eisenhüttenstag 1960“ gehalten. Letzte Veröffentlichung von Josef Pieper der Band „Scholastik, Gestalten und Probleme der mittelalterlichen Philosophie“. Kösel Verlag, München 1960.

LINUS KEFER, geboren 1909, lebt als Lehrer in Linz an der Donau und veröffentlichte u. a. die Gedichtbände „Die Nacht des Hirten“ und „Die Sommergöttin“.

Von Prof. WERNER VORDTRIEDE (Universität Wisconsin) veröffentlichten wir in Heft 61 den Aufsatz „Versuch über Rudolf Borchardt“.

AUGUST SCHOLTIS, geboren 1901 in Bolatitz/OS., gab zuletzt seinen autobiographischen Roman „Ein Herr aus Bolatitz“ im Paul List Verlag, München, heraus. Der hier abgedruckte Abschnitt stammt aus

einer neuen schlesischen Erzählung, an der der Autor zur Zeit arbeitet.

Prof. Dr. ERICH JENISCH, geboren 1893 in Königsberg/Pr., war von 1925 bis 1939 Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Königsberg. Er lehrt seit 1946 an der Universität Würzburg. Veröffentlichungen: „Die Entfaltung des Subjektivismus von der Aufklärung zur Romantik“, „Das Theater der deutschen Klassik“, „Goethe und das ferne Asien“ u. a.

Von WOLFGANG PAUL, geboren 1918 in Berlin, veröffentlichten wir in Heft 52 den vieldiskutierten Beitrag „Aus Bertolt Brechts späten Jahren“.

HINWEIS: Diesem Heft liegen folgende Prospekte bei: 1. Clemens Heselhaus, *Deutsche Lyrik der Moderne*; August Bagel Verlag, Düsseldorf. 2. Semester-Programm Januar–Juni 1961 der Evangelischen Akademie, Hofgeismar.

Robert Penn Warren

Ausgewählte Essays

Aus dem Amerikanischen von Hans Hennecke (Essay 1-9) und Hans Walz (Essay 10).
368 Seiten. Leinen 24.- DM

Robert Penn Warren ist nicht nur ein Lyriker und Romancier ersten Ranges – er wurde zweimal mit dem Pulitzer-Preis ausgezeichnet –, sondern hat sich auch als Kritiker einen Namen gemacht. In der Begegnung des »New Criticism« nimmt er eine Schlüsselstellung ein.

Die zehn Essays, die Warren selbst für diesen Band ausgewählt hat, sind seine wichtigsten kritischen Arbeiten. Außer Betrachtungen über das Gesamtwerk von Joseph Conrad, William Faulkner, Ernest Hemingway, Robert Frost, Katherine Anne Porter und Thomas Wolfe enthält die Sammlung u. a. seine in Amerika bereits klassisch gewordene Analyse von Coleridges »The Rime of the Ancient Mariner«.

Warrens Essays vermitteln auch einen Eindruck von seinem eigenen literarischen Wollen und dienen damit dem tieferen Verständnis seiner dichterischen Werke.

Von Robert Penn Warren erschienen früher:

Amantha

Roman. Aus dem Amerikanischen von Helmut Degner.
514 Seiten. Leinen 17.50 DM

Alle Wünsche dieser Welt

Roman. Aus dem Amerikanischen von Helmut Degner.
526 Seiten. Leinen 19.80 DM

Im Herbst 1961 erscheint:

Die Höhle

Roman. Aus dem Amerikanischen von Helmut Degner.

Selbstportraits

Herausgegeben von Otto Steinert. Mit einem Essay von Albrecht Fabri. 20 Seiten Text und 64 schwarzweiße Kunstdrucktafeln. Format 19,5 x 23,5 cm. Leinen 18.80 DM
Ein Fotograf tritt mit seinem Apparat vor den Spiegel: es entsteht das Selbstportrait, das von altersher eine Aufgabe für den Künstler war. Der Band vereinigt 64 historische und moderne Beispiele fotografischer Selbstdarstellung aus dreizehn Ländern. Neben noch Unbekannten stehen anerkannte Meister wie Hippolyte Bayard, Robert Winkler, Moholy Nagy, Man Ray, Edward Steichen, Cecil Beaton, Jousuf Karsh, Herbert List, Liselotte Strelow, Toni Schneiders u. a.

Die Zusammenstellung der hochinteressanten Fotos entspringt einer Idee Professor Dr. Otto Steinerts, des Leiters der Fotoklasse an der Folkwang-Schule in Essen und Schöpfers der »Subjektiven Fotografie«. Er hat diese Schau zum erstenmal auf der *photokina* in Köln ausgestellt und macht sie hier einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich.

Weitere Fotobände im gleichen Format:

Dichter

Autoren der Gegenwart. Texte von Günther Steinbrink. 178 Portraitaufnahmen

Straßen

Fotos aus aller Welt. Texte von Karl Zimmermann

Menschen in London

Text von Willy Haas. 132 Fotos von Nico Jesse

Menschen in Rom

Text von Hermann Kesten. 110 Fotos von Nico Jesse

Menschen in Berlin

Text von Franz Tumlner. 116 Fotos von Nico Jesse

Jeder Band 120 Seiten, davon 96 schwarzweiße Bildtafeln. Gebunden je 10.80 DM



Sigbert Mohn Verlag

Hugo Erfurth • Bildnisse

Herausgegeben von Otto Steinert. Eingeleitet von J. A. Schmoll gen. Eisenwerth. 32 Seiten Text und 64 Abbildungen auf 128 Kunstdrucktafeln. Format 22,5 x 27,5 cm. Leinen mit Schutzkarton 46.– DM

Dem Dichter Alfred Döblin wurden 1948 einige Erfurthsche Portraits ihm angeblich unbekannter Personen vorgelegt, deren Charakter und Beruf er bestimmen sollte. Liebermann hielt er für einen alten Bankdirektor, Slevogt für einen griesgrämigen Steuerbeamten und Corinth für einen Verbrecher. Zille wurde als Dorfschullehrer, Beckmann als Staatsanwalt und Kokoschka als Partisan charakterisiert. Als er die Namen erfuhr, meinte Döblin: »Die Natur fühlt sich eben nicht verpflichtet, aus der Visage ein Aushängeschild zu machen.«

Wer aber die hier vereinigten Bildnisse sieht, wird optimistischer urteilen als Döblin, der ohnedies der tieferen Wahrheit nicht gar so ferne war. Hugo Erfurth, ihr Schöpfer, ist vielleicht der bedeutendste deutsche Portraitfotograf der ersten Jahrhunderthälfte. Seine Bildnisse von Künstlern und Industriellen, Wissenschaftlern und Musikern, Schauspielern und Schriftstellern, aber auch von fast Unbekannten erregten schon zu seiner Zeit größtes Aufsehen, da Erfurth nie sein Modell in eine Manier zwang, sondern sich stets dem Wesen seines Partners anpaßte.

Die Stadt Essen hat nun für die Folkwang-Schule Erfurths Nachlaß erworben und durch den Leiter der Fotoklasse dieser Schule, Prof. Dr. Otto Steinert, die 64 besten Beispiele herausgeben lassen. Der Farbton in diesem Buch versucht, die Stimmung der originalen Ölpigmentdrucke wiederzugeben. Der Direktor des Kunsthistorischen Instituts der Universität Saarbrücken, Prof. Dr. J. A. Schmoll gen. Eisenwerth, umreißt in der Einleitung die fotohistorische Stellung Erfurths und charakterisiert in einfühlsam und kenntnisreich geschriebenen Miniaturen die Persönlichkeit der Dargestellten. Der Band repräsentiert in einem Ausschnitt die fruchtbaren Jahrzehnte vor dem zweiten Weltkrieg und ist ein einzigartiges Dokument unserer geistigen Grundlagen.

»Hier ist eine vollendete Anthologie entstanden, wie wir sie in der deutschen Literatur nur ganz selten finden. Kempfs »Deutsche Liebesdichtung« ist eine literarische Kostbarkeit.«

Hannoversche Rundschau

DEUTSCHE LIEBEDICHTUNG AUS ACHTHUNDERT JAHREN

Herausgegeben von Friedhelm Kemp

652 Seiten. Leinen 25.80 DM

»Der Band enthält mehr als dreihundert Liebesgedichte der deutschen Literatur, beginnend mit dem »Ich stuont mir nehtint spate« des Kürenbergers, endend mit Rudolf Borchardts »Tagelied«, alle berühmten deutschen Dichter sind natürlich vertreten, aber eben doch daran gemessen, was sie zu dem Thema beizutragen haben – so erscheint Schiller mit drei Gedichten, David Schirmer hingegen der kurfürstlich-sächsische Hofpoet des Barock, mit sechzehn.

Der Band gefällt, weil der Herausgeber mit wissenschaftlicher Akribie so unauffällig und doch so brillant umzugehen weiß. Dadurch entsteht ein Buch, das – auch durch seinen vorzüglichen Anhang mit Kommentaren und Kurzbiographien – im Text alle philologischen Forderungen erfüllt und dennoch nicht die abschreckende Wirkung so manches gelehrten Werkes ausübt, welches dem Laien hochmütig seinen Standort irgendwo tief drunten zuweist – und wer fühlte sich schon bei diesem Thema gerne als Laie behandelt! –«

Die Zeit, Hamburg

»Ein Kompendium der Liebesdichtung deutscher Zunge, ähnlich wie die von Friedhelm Kemp früher herausgegebene Sammlung »Deutsche geistliche Dichtung aus tausend Jahren«. Ähnlich überlegt und eigenständig zusammengestellt, weicht sie von den vielen Anthologien mit ihren Standardliebesgedichten wohltuend ab.«

Stuttgarter Nachrichten

IM KÖSEL-VERLAG
ZU MÜNCHEN

alternative

ZEITSCHRIFT FÜR DICHTUNG UND DISKUSSION

Herausgeber: Reimar Lenz · Eva Müthel · Stefan Reisner

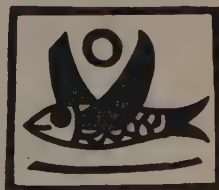
ALTERNATIVE ist keine unverbindliche Kulturzeitschrift, sondern stellt ihre Leser vor Entscheidungen.

ALTERNATIVE ist kein Fachblatt für Literaten, sondern zeigt im Spiegel moderner Literatur Wege zu Meditation und Aktion.

ALTERNATIVE bläst nicht zu ideologischen Kreuzzügen, sondern läßt junge unabhängige Autoren Rechenschaft ablegen von ihrer Auseinandersetzung mit der Zeit.

ALTERNATIVE stellte in Heft 15 (Dezember 1960) die junge algerische Nationalliteratur vor.

Erscheint zweimonatlich; Preis des Einzelheftes 1.- DM, Jahresabonnement 6.- DM in jeder guten Buchhandlung. Fordern Sie ein kostenloses Probeheft an!



ANSGAR SKRIVER VERLAG · BERLIN-DAHLEM

»In diesen Negerpredigten* ist das uralte Wort der Schrift auf eine eigentümliche Weise verjüngt; die »letzten Wüschelrutengänger Gottes« nennt Hagelstange darum die schwarzen Prediger Amerikas. Ihre Predigt ist nichts anderes als die Erzählung der biblischen Geschichten, aber diese Erzählung voll frischer Poesie reißt mit einer naiven Glaubensleidenschaft die Verheißungen Gottes an sich: sie bietet nichts Vergangenes, sondern spricht gegenwärtiges Leben aus. Der europäische Leser, gewöhnt an viel Theologie und Reflexion auf den Kanzeln, ist erschreckt von einem so direkten, ungebrochenen Reden über Gott, das immer ein Reden mit Gott ist. Die biblischen Geschichten sind hier nicht mehr Gleichnisse, für die Parallelen gesucht werden müßten, sie werden in unser Leben hineinversetzt, der verlorene Sohn ist ein junger Mann unserer Großstädte und Eva eine Frau unserer Zeit, die der Teufel von der Seite her anschleicht: »Ich denke, seine ersten Worte waren so: / Eva, du siehst verteuftelt gut aus. / Ich denk', er vergaß ein Geschenkchen nicht - / und wenn's so was gab in früherer Zeit, / so brachte er ihr einen Spiegel.« Es gibt bereits eine Mode der Spirituals. Viel Arrangiertes und Zweithändiges wird angeboten. Johnsons Negerpredigten dürfen damit nicht verwechselt werden.«

***Gib mein Volk frei.** *Acht Negerpredigten. Von James Weldon Johnson. Ins Deutsche übertragen von Rudolf Hagelstange. 88 Seiten mit 13 Zeichnungen von Gerhard M. Hotop. Leinen 8,50 DM*

Zu beziehen durch jede Buchhandlung

Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn

Deutsche Rundschau

Deutsche Geschichte – von draußen gesehen · Eine Artikelreihe
u. a. mit Beiträgen von:

WALDEMAR BESSON

Gordon A. Graig und jüngste Deutsche
Geschichte

OTTO R. GAIER

Edmond Vermeil – politische Geistes-
geschichte

WOLFGANG RIEGER

Über Koppel Pinson

HELLMUT KÄMPF

Oskar Halecki – europäischer Humanismus

F. A. KRUMMACHER

Geoffrey Barraclough
und das moderne Deutschland

ERHARD DORNBERG

A. J. P. Taylor, Oxford

HELGE PROSS

Hans Kohn – Analyse des Nationalismus
Ferner Aufsätze, Gedichte, Kritik, Glossen

Herausgeber Dr. Dr. h. c. Rudolf Pechel

Redaktion Dr. Harry Pross

Deutschlands älteste politisch-literarische Monatsschrift; in je-
der guten Buchhandlung und vom Verlag · Einzelpreis 2,10 DM,
jährlich 18,- DM

Deutsche Rundschau Baden-Baden ND 1

Schloßstraße 8

DIE KULTUR

„Eine streitbare und mutige Zeitschrift – nichts brauchen wir mehr in der deutschen Literatur, die einzuschlafen droht, als säße sie im Kyffhäuser und wartet auf die Wiederkehr Barbarossas...“ schreibt Hermann Kesten aus Rom über **DIE KULTUR**, die durch ihre unabhängige geistige Haltung in der Publizistik der Gegenwart ihren festen Platz einnimmt und in über sechzig Ländern der Erde regelmäßig gelesen wird. Die Zeitung erscheint einmal monatlich. Verantwortlich für die Redaktion: Hans Dollinger. Aus Kulturpolitik, Theater, Musik, Literatur, Bildende Kunst, Film, Funk und Fernsehen werden in jeder Ausgabe allgemein interessierende Themen aufgegriffen und zur Diskussion gestellt, an der sich führende Fachleute aus dem In- und Ausland beteiligen – Mit zeitnahen, analysierenden und richtungweisenden Aufsätzen, aber auch mit scharf zupackenden, kritischen Kommentaren und Glossen kommen hier zu Wort: Stefan Andres, Ulrich Becher, Heinrich Böll, Hans Georg Brenner, Wolfgang Bretholz, Jean Cocteau, Kasimir Edschmid, Erich Franzen, Gertrud von le Fort, Jean Gebser, Willy Haas, Hans Habe, Rudolf Hagelstange, Walter Hagemann, Hugo Hartung, Robert Jungk, Erich Kästner, Hermann Kesten, Hans Hellmut Kirst, Wolfgang Koeppen, Erich Kuby, Ilse Langner, Fritz Martini, Robert Neumann, Hans Werner Richter, Franz Roh, Bertrand Russell, Carlo Schmid, Max Tau, Günther Weisenborn und andere – Die Zeitschrift ist im Buchhandel, über Posteinweisung oder direkt vom Verlag zum vierteljährlichen Abonnementspreis von DM 2.40 zuzüglich Porto oder zum Jahresabonnementspreis von DM 9,60 einschließlich Porto zu beziehen – Gerne senden wir Ihnen auf Ihren Wunsch kostenlos einige Probenummern: Verlag Kurt Desch, München 19, Romanstr. 7–9.

Georges Bernanos

Heinrich Böll

Luis Cencillo

Jean Danielou

Alioune Diop

Eugen Gerstenmaier

Graham Greene

Friedrich Heer

Gabriel Marcel

François Mauriac

Dokumente

Kwame Nkrumah

Antoine Pinay

**Philosophie
Theologie**

Giorgio La Pira

Joseph Rovani

Paul Schallück

Robert Schuman

**Literatur · Film
Theater · Kunst**

**Geschichte
Politik**

Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit

16. Jahr · Zweimonatlich im Umfang von 80 bis
100 Seiten · Jahresabonnement 12,00 DM · Ver-
langen Sie ein kostenloses Probeheft · Verlag
der Dokumente, Köln, Hohenstaufenring 11

**Wirtschaft
Gesellschaft**

DER TYPUS DES MANNES IN DER DICHTUNG

DER FRAU

EINE INTERNATIONALE REVUE

herausgegeben von

Else Hoppe

Wie schreiben Männer über Frauen?

Else Hoppe hat außer dem Vorwort und ihrem Beitrag »Deutschland« aus 13 europäischen und amerikanischen Ländern Mitarbeiterinnen zur Behandlung dieses reizvollen Themas gefunden...

... Weil die Frage fruchtbar ist, werfen die Antworten neues Licht auf alte Themen. Ein Buch, das man angelegentlich empfehlen kann, besonders für die Männer und Frauen, die sich mit dem durch die Emanzipation verwandelten Verhältnis der Geschlechter beschäftigen, ein Tatbestand, der uns alle angeht.

Dr. G. Strecker, HESSISCHER RUNDFUNK 16.12.60

Partner oder Rivale?

... Die Autorinnen dieser 14 Essays sind nicht nur ihrer nationalen, sondern auch ihrer geistigen Heimat nach unterschieden; es befinden sich Dichterinnen unter ihnen, Wissenschaftlerinnen, die ihren geistigen Standort jeweils mehr in der Literaturwissenschaft, der Pädagogik, der Psychologie oder der Soziologie haben, sowie Journalistinnen. Die Verfasserinnen stimmen sich nicht aufeinander ab, jede konnte sich in der ihr eigenen Diktion äußern. Das sichert den einzelnen Beiträgen von vornherein einen höchst individuellen Reiz...

... Zum Glück, möchte man sagen, läßt bei allem noch so anerkennenswerten Streben nach Objektivität schließlich eine jede Darstellung etwas von der Spannung fühlen, die die Luft knistern macht, wenn die Geschlechter sich begegnen...

... Ein wichtiges, kluges und bewegendes Buch...

... (Sehr wohltuend unterscheidet sich im übrigen das exakte Deutsch der Übersetzer von vielen oberflächlichen Übersetzungen, die heute vorgelegt werden)...

Dr. E. Müller-Luckmann, HANNOVERSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG 3./4.12.60
416 Seiten Dünndruck · Flexibler Leineneinband · DM 21.80

MARION VON SCHRÖDER VERLAG · HAMBURG 1